Doch noch!

Fortsetzung von

„Die Romanheldin"

von

Emilie Flygare-Carlén.

Von

Paula Herbst,

Verf. von: „Ture Horn", „Olga", „Ueberall zu spät", „Ein gebrochenes Herz" „Eine Stiefmutter", „Die Sühne" u. s. w.

Dritter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1859.

Doch noch!

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Aufklärungen.

Patrik hatte den Kammerjunker bis zu seinem Wagen begleitet, und als der Letztere denselben bestieg, reichte er ihm die Hand und sagte in zutraulichem Tone, von welchem Patrik betroffen ward:

„Herr Thorman, darf ich die Bitte aussprechen, mich morgen zum Frühstück mit Ihrem Besuche zu erfreuen?"

Patrik ward verlegen und fand nicht sogleich eine passende Antwort, da er nicht wußte, wo der Edelmann eigentlich hinaus wollte.

„Ich habe mit Ihnen in Geschäften zu sprechen und kam auch heute eigentlich nur in der Absicht hierher."

Patrik athmete erleichtert auf und sagte bereitwillig:

„Wenn Sie es so befehlen, werde ich kommen!"

Am nächsten Morgen machte sich Herr Thorman zeitig auf den Weg und war so geheimnißvoll mit seinen Zurüstungen, daß nicht eine Ahnung der Wahrheit in Henrietten aufblitzte, die das volle Maß ihrer Ungnade über ihren ungeschickten Gatten ausgeschüttet hatte und sich sogar gegen Mamsell Debora über die unfeinen Manieren ihres Gatten aussprach, der die Ehre, vornehme Gäste zu empfangen, gar nicht zu würdigen wisse und sie selbst compromittire.

Der Kammerjunker fühlte sich — unter uns gesagt — durchaus nicht verletzt durch Patrik's Dazwischenkunft; er lächelte gutmüthig über die Eifersucht des armen Thoren und fühlt sich ihm im Gegentheil sogar verpflichtet, daß er ihn aus einer peinlichen Situation errettet hatte.

Wahrscheinlich würde er gar keinen Besuch im Hause des Kaufmanns abgestattet haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich Henriettens unversöhnlichen Haß durch eine solche Unterlassungssünde zuzuziehen; denn er ging nur, um sie durch diese kleine Auf-

merksamkeit zu beschwichtigen, und ohne eine Ahnung, in welche Verlegenheit ihn dieses dreiste Weib führen würde, wenn er bis in die Einsamkeit ihres Krankenzimmers dränge.

Aus Dankbarkeit beruhigte er den Eifersüchtigen durch die Einladung und hoffte dann Gelegenheit zu finden, ihn vollends über seine eigentlichen Gefühle aufzuklären.

Zu seiner Ueberraschung sah Patrik, daß er der einzige Gast des Kammerjunkers war, und warf einen forschenden und unruhigen Blick auf den Mann, den er für seinen Nebenbuhler hielt und der jetzt ganz vertraulich unterhandeln wollte, ihm also wohl Vorschläge hinsichtlich des Nutzens einer Trennung machte, und der Bedingungen, unter welchen sie erfolgen sollte.

„„Zuerst das Geschäft und dann das Vergnügen," hat ein großer Mann gesagt," bemerkte der Kammerjunker.

Patrik rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her, und auch der Edelmann schien verlegen. Endlich begann er:

„Wie Sie wissen, rettete mir Ihr edler Bruder nicht blos das Leben, sondern machte mir dasselbe auch

dadurch lieb, daß er mir seinen erhabenen Zweck klar machte und mir die Mittel angab, ihn zu erreichen."

„Johann war ein edles Herz!" rief Patrik fast schluchzend.

„Seinen Instructionen folgend, habe ich nicht blos einsehen lernen, daß Jeder, auch der Geringste, ein nützliches Mitglied in der Kette der Gesellschaft sein kann, daß Arbeit und Anstrengungen ein befriedigenderes Gefühl giebt als die rauschendsten Vergnügungen, und daß unser Wohlstand sich hebt, wenn wir selbst thätig sind und unsere Interessen wahren, statt sie gewissenlosen Dienern anzuvertrauen."

„Sehr wahr, sehr richtig!" rief Patrik. „Selber ist der Mann! dies Sprichwort macht sich durch die ganze Stufenleiter der Gesellschaft geltend und unsere selige Mutter hat uns dies beständig mit großem Eifer eingeprägt."

„Aus Dankbarkeit für Blücher werde ich meine Anstrengungen, ein tüchtiger und wohlhabender Mann zu werden, verdoppeln. Ich bedarf aber einer Aufmunterung, einer Ermuthigung, und diese würde ich im Besitze von Blücher's Gattin finden, wenn sie mein sein wollte."

Patrik ließ einen Ruf der Ueberraschung hören, und ein freudiges Erröthen zeigte sich in seinem plumpen Gesichte.

Der Kammerjunker bemerkte diese Röthe, und da er sie für die der Entrüstung hielt, weil das Trauerjahr noch nicht abgelaufen war, so setzte er hinzu:

„Zürnen Sie mir nicht, weil diese Erklärung als verfrüht erscheint und das Andenken an den Todten herabgewürdigt wird. Ich gebe sie nur Ihnen im Vertrauen, weil ich Sie gern zu meinem Verbündeten machen möchte, oder, wenn Sie wollen, zu dem Agenten, den ich damit betraue, hier in meiner Abwesenheit meine Interessen zu vertreten, nach Ablauf der Trauerzeit Ihre Schwägerin vorzubereiten und was sich sonst noch auf den geschäftlichen Theil bezieht, zu vollziehen.“

„Auch soll ich Ihnen gelegentlich Nachrichten geben, was sich im Lager des Feindes zuträgt?“ fragte Patrik lächelnd, denn die gute Seele gefiel sich weit besser in der Anwendung soldatischer oder diplomatischer als kaufmännischer Ausdrücke.

„So weit wagte ich kaum zu gehen,“ erwiderte der Kammerjunker bescheiden. „Ich wollte Sie einfach

benachrichtigen, damit ich Sie, den nächsten Verwandten und Beschützer von Frau Blücher, nicht auf die Vermuthung brächte, ich wolle hinter Ihrem Rücken conspiriren, wenn ich bei ihr selbst meine Sache führte."

„Sie sind sehr gütig und ich sichere Ihnen meine Mitwirkung gern zu, so weit Ihnen dieselbe nützen kann."

„Obwohl der Besitz der liebenswürdigen Blanda mein höchster Wunsch ist, so werde ich mich dennoch nicht übereilen, um ihre Liebe zu werben, denn ich will Zeit gewinnen, um meine eignen Umstände zu verbessern, und sie soll Zeit haben, damit die Wunde, welche ihr der Verlust ihres Gatten geschlagen hat, erst heile; und da ich Sie einmal in mein Vertrauen eingeweiht habe, so bin ich überzeugt, daß Sie eine Abneigung, die sie vielleicht gegen mich gefaßt haben könnte, nicht nähren werden."

„Dies werde ich ganz bestimmt nicht thun," versetzte Patrik aus der Tiefe seines Herzens, denn der Gedanke entzückte ihn so sehr, Blanda an den Kammerjunker verheirathet und ihn für immer nach Halland zurückgekehrt zu sehen, daß er fast seine Fassung verlor. „Ich wünsche meiner Schwägerin

keinen Mann lieber als Sie, der Sie ja so lange ein Freund unsers Hauses waren," setzte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Ein ironisches Lächeln glitt über die Züge des Kammerjunkers; denn obschon er sich gebessert hatte, war doch noch ein Theil des alten Sauerteigs in ihm, und der Wunsch, sich im Stillen über die Leute lustig zu machen, trat manchmal hervor; aber Patrik war zu gutmüthig und einfach, um die Ironie zu verstehen oder zu beantworten, und gab blos eine nochmalige Erklärung, für den Baron zu wirken. Auch gelobte er ihm Schweigen über diesen Gegenstand, als er es forderte.

„Im Laufe dieses Sommers werde ich eine Brauerei anlegen. Ein Braumeister aus Bayern ist bereits angekommen und die erforderlichen Bauleute ebenfalls," begann der Kammerjunker, nachdem die erste Angelegenheit erledigt war.

„Zu diesem Unternehmen werden Sie noch einiger Kapitalien bedürfen; was ich besitze oder disponibel habe, steht Ihnen mit Vergnügen zu Diensten."

„Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, bedarf jedoch für den Augenblick Ihrer Hilfe nicht,"

erwiderte der Kammerjunker, bei dem Gedanken erröthend, daß der Kaufmann glauben könne, er habe ihm blos deßhalb sein Heirathsproject mitgetheilt, um ihm Geld abzuschwindeln.

Die Unterhaltung drehete sich nun um andere, für uns unwichtige Gegenstände, und eine Stunde später trennten sich die Herren: der Kammerjunker, um abzureisen, und Patrik, um viel heiterer nach Hause zurückzukehren.

„Also er liebt sie nicht, er will nicht einmal mehr mit ihr coquettiren! Das ist gut. Nun werde ich geduldig warten, bis sie ausgetobt hat, dann wird sie sich schon wieder unter Menschen mischen, denn ich bin überzeugt, daß sie sich schon jetzt nach ihnen sehnt.“

Außer sich vor Wuth und Schmerz, vergingen Henrietten einige Tage, ohne daß, wie sie hoffte, der Kammerjunker zurückgekehrt wäre, und in ihrer Eitelkeit und Eigenliebe war sie der Meinung, daß nur die Grobheit ihres Mannes ihn verscheucht habe.

Da sie durch ihre Krankheit verhindert war, selbst auszugehen, so entschloß sie sich endlich, Debora in's Vertrauen zu ziehen und sie in's Hôtel

du Nord zu schicken, um Erkundigungen nach ihm einzuziehen.

Debora kannte die Hausmamsell des Gasthofs. Sie konnte also dorthin gehen und durch sie Erkundigungen einziehen lassen, ohne Aufsehen zu erregen, und Henriette war die letzte Frau, welche sich diesen Umstand nicht zu Nutze gemacht hätte, wenn sie ihren Zweck erreichen wollte.

Debora ward fortgeschickt, und da ihr ein neues Kleid versprochen worden war, so zeigte sie sich schnell und intelligent.

Ehe noch Henriette ihre Rückkehr erwartete, erschien sie schon wieder mit der Nachricht, daß er Herrn Thorman's Besuch empfangen habe und schon eine Stunde darnach abgereis't sei, daß aber ein Diener seine Abschiedskarte habe zu Frau Blanda Blücher tragen müssen.

„Unsinn, ihr eine Karte zu schicken, da sie gar nicht zu Hause ist, und mich zu vernachlässigen, mich, die ich sehnlich darauf warte!“ rief Henriette außer sich.

„Nun, Frau Blücher wird die Karte schon erhalten,“ bemerkte Debora boshaft. „Alles, Briefe

und was sonst an sie eingeht, wird ihr von Stockholm aus nachgeschickt."

Henriette biß sich auf die Lippen und gab der treuen Dienerin das versprochene Kleid; denn obschon sie bei ihrem nicht geringen Geize sich ärgerte, dieses Geschenk für eine empfangene Kränkung geben zu sollen, so mußte sie dennoch ihr Wort halten, wenn Debora schweigen sollte.

„Es muß anders werden," sagte sie mit verbissenem Grimme, „und wenn ich den Tyrannen morden sollte, denn er allein hat die Abreise des Kammerjunkers herbeigeführt und ihn verhindert, nochmals hierher zu kommen."

„Wie geht es Ihnen heute, verehrte Frau?" fragte der Doctor am nächsten Morgen. „Ich finde Sie heute ungewöhnlich fieberhaft. Ist Etwas vorgefallen, was Ihren Zustand verschlimmert hat?" fragte er im Tone verstellter Theilnahme.

„Es ist Nichts vorgefallen, aber bedarf es erst noch besonderer Unglücksfälle, um mein Elend zu steigern?"

„Nein, gewiß nicht, Ihre Lage ist eine sehr traurige."

„So jung, den aufrichtigen Wunsch, Gutes zu

thun und den Gatten zu beglücken, im Herzen und an dieses elende Lager gefesselt, Schmerzen in allen Theilen des Körpers, die Seele von Muth- und Hoffnungslosigkeit erfüllt!"

„In der That, Sie sind beklagenswerth!"

„Würde nicht ein Bad gut für mich sein?"

„Gewiß würde Ihnen ein Bad Linderung schaffen, allein der Herr Gemahl ist — wie Sie wissen — nicht mit mir einverstanden und ich kann ihn nicht überzeugen —"

„Es ist gut, Doctor, kein Wort weiter, ich werde dulden, bis mich der Tod erlös't! Sie sollen sich meinetwegen nicht bemühen."

„Er wird aber, fürchte ich, noch lange auf sich warten lassen," entgegnete der Doctor nicht ohne Ironie.

Henriette warf ihm einen Blick zu, in welchem weder Resignation, noch Leiden lag, und der Doctor setzte, dadurch belustigt, hinzu, während er seine Augen fest auf die ihren richtete:

„Wie Sie wissen, kommt der Tod dann am liebsten, wenn sich Jemand recht fest an's Leben klammert, und weicht Dem aus, der ihn sucht. Er ist ein wunderlicher Patron."

„Da wir einmal auf den Tod zu sprechen gekommen sind, so sagen Sie mir wohl, ob der Tod durch Kohlendämpfe Spuren am Körper zurückläßt?" fragte Henriette.

„Wie meinen Sie das? Spuren an Dem, der an den Dämpfen sterben soll, oder an Dem, der die Kohlen für den Sterbenden bereit setzt, so daß man ihn sofort erkennen könnte?"

Henriette erbleichte, raffte aber ihren ganzen Muth zusammen und sagte gleichgültig:

„Gesetzt, ich hätte die Kraft zum Dulden verloren und wünschte Kohlendämpfe einzuathmen, würde man die Spuren davon an dem Körper bemerken, und wissen, daß —"

„Man würde die Kohlen an Ihrem Lager bemerken, welche die Dämpfe ausgeströmt haben."

„O, die würde ich sorgfältig hinwegräumen."

„Würden Sie dies wirklich im Stande sein, wenn der Tod Sie ereilt hat?" fragte der Doctor, sie immer schärfer fixirend.

Henriette erröthete und sagte:

„Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet."

„Wegen der Spuren? Ganz recht. Nun, was

brauchen wir die Spuren, wenn ich den Entschluß kenne?"

Mit diesen Worten nahm der Doctor seinen Hut und entfernte sich nach einem kurzen Gruße.

„Er durchschaut mich. Durch Kohlendämpfe darf also Patrik nicht sterben. Ueberhaupt werde ich mich gedulden müssen, um den Verdacht des Doctors einzuschläfern; und weil auch jetzt der Kammerjunker nicht wieder hierher zurückkehrt, will ich mich gedulden, denn noch zürnt er und ich muß warten, bis er die Beleidigung vergessen hat, denn nur um seinetwillen werde ich diese Sünde auf mich nehmen."

Henriette schien äußerlich ruhig und trug eine resignirte Miene zur Schau, aber in ihrem Innern brannte ein verzehrendes Feuer, und nicht länger im Stande, blos mit sich selbst zu verkehren, beschloß sie, aufzustehen und sich Zerstreuung zu suchen, denn da sie durch ihre Krankheit nicht zum Ziele gelangen konnte, weßhalb sollte sie sich da länger dieser Tortur unterwerfen, besonders da die einzige Person, welche eine Unterbrechung in ihr monotones Leben dadurch brachte, daß sie ihr täglich ein Stündchen oder weniger je nachdem widmete und ihr die Neuig-

keiten des Tages mittheilte, jetzt von ihr, wenn nicht mehr, doch eben so sehr gehaßt ward wie ihr Gatte.

Die Gesellschaft ihrer eignen Gedanken war ihr peinlich, denn der Entschluß, Patrik fortzuschaffen, stand unter denselben obenan, und wenn sie auch zuweilen eine Stunde wirklichen und ernsten Erwägungen widmete, wie dieser Entschluß ohne Gefahr auszuführen sei, so wünschte sie doch zu andern Zeiten die Erinnerung an ihn zu verbannen; aber dies gelang ihr nicht, denn er war der Schatten, der sie überallhin begleitete, dem sie zwar auf Momente entrückt war, der sich ihr aber plötzlich und unerwartet zeigte und sie so erschreckte, daß sie oft mitten in einem Gespräche zusammenzuckte oder aus dem Schlafe auffuhr.

Patrik betrachtete sie forschend und argwöhnisch, ja er belauerte sie förmlich, wie man eine Schlange belauert, wenn man sieht, daß sie sich zum Sprunge auf ihr Opfer rüstet und das Gift zum tödtlichen Bisse schon bereit hält.

Henriette fühlte dies und Patrik ward ihr immer verhaßter, so verhaßt, daß, wenn sie ihn hätte mit ihren Blicken tödten können, er schon lange unter

dem giftigen Hauche derselben zusammengeschrumpft wäre.

Langsam und allmählig genas sie, denn sie war klug genug, dieses Ereigniß ganz natürlich darzustellen. Sie verließ das Zimmer, ging und fuhr spazieren und suchte mit einer wahren Wuth Zerstreuungen, an denen es ihr auch nicht fehlte; denn froh, sie wieder ausführen zu können, erfüllte Patrik jeden ihrer Wünsche in dieser Beziehung und sparte weder Zeit noch Kosten.

Henriette bemühete sich, nachdem sie einmal wieder den Kampf mit dem Leben aufgenommen hatte, Patrik, dem sie so lange die größte Gleichgültigkeit und die eisigste Kälte gezeigt hatte, noch viel mehr in sich verliebt zu machen, und Patrik, der ihre Anstrengungen sah, sagte jubelnd:

„Ich habe sie gezähmt. Meine Ausdauer hat sie überzeugt, daß mir an ihrem Besitze wirklich Etwas liegt; sie wird sich nicht blos fügen, sondern mich auch noch lieben lernen."

Eine ganz besondere Vorliebe zeigte sie diesen Sommer für Wasserpartbieen und durch ihre Lebhaftigkeit hatte sie schon mehrere Male den leichten Kahn so zum Schwanken gebracht, daß Patrik's

Mißtrauen erwachte und die Vermuthung sich in ihm regte, daß sie absichtlich eine Gefahr heraufbeschwören wolle, um, wenn nicht mehr, doch einen Todesfall herbeizuführen, und scheinbar in fröhlicher Weinlaune sagte er in einer zahlreichen Gesellschaft, welche ein Boot nach dem prächtigen Räckningsholmen brachte, ehe der Herbst sein düsteres Gewand vollends über Schwedens Erde breitete:

„Henriette, meine Theure, Du wirst durch Deinen Muthwillen nicht blos mich und Dich, sondern die ganze Gesellschaft um's Leben bringen."

Die junge Frau ward sehr bleich, denn Patrik hatte das Wort mich langsam und nachdrücklich ausgesprochen; aber der alte Doctor, welcher gern in munterer Gesellschaft war und in ihrer Nähe saß, antwortete:

„Wenn Frau Thorman dies beabsichtigte, so würde sie sich statt des Wassers lieber der Kohlendämpfe bedienen, denn diese Todesart" — hier hielt er inne und schauete ihr forschend in's Gesicht, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht hatten — „ist moderner."

„Ueber solche Dinge muß man nicht scherzen,"

sagte der Kriegsrath ernst; „ein Unglück ist bald geschehen und nur Gott allein kann es abwenden."

Henriette hatte während dieser Worte, die den Gegenstand des Gesprächs zu wechseln empfahlen, ihre Fassung wieder erlangt. Sie lachte, scherzte, ließ sich den Hof machen und war herablassend gegen Patrik, der heute ungewöhnlich viel trank.

Als das Boot heimwärts steuerte, war die Heiterkeit in demselben eine sehr geräuschvolle, und Henriette, welche mit allen Herren gescherzt und gelacht hatte, flüchtete sich jetzt, wo sie lebhaft wurden, unter den Schutz ihres Gatten.

Dieser schlang seinen Arm um ihre schlanke Taille und ließ geschehen, daß ihr Kopf an seiner Schulter ruhete; er hielt es für ein Zeichen ihrer sich immer mehr befestigenden Liebe, denn sein Verstand war umnebelt.

Die feuchten Locken Henriettens waren aufgegangen und hingen müde und schlaff über das Gesicht herab. Patrik entfernte sie sanft, um ihr in die Augen schauen zu können. Sie zog sie wieder wie einen Schleier vor und betrug sich wie ein muthwilliges Kind, welches zu reizend und liebenswürdig ist, um ernst zurecht gewiesen zu werden.

Patrik ward wärmer, er schob die Locken zurück und begnügte sich nicht mehr mit dem Anschauen, sondern wollte auch küssen, und Henriette, welche verschämt that, sprang auf, lief leichtfüßig bis zur Spitze des Boots vor und setzte sich dort nieder.

„Gehe hier weg, Theure, Du bist in Gefahr," rief der ihr nacheilende Patrik.

Henriette hörte nicht auf diese Worte und blieb sitzen.

Patrik setzte sich neben sie und schlang abermals den Arm um ihre Taille. Sie rückte ein wenig weiter in das Boot. Er kam mehr an den Rand und nun begann wieder die muthwillige Neckerei, bis Henriette plötzlich zurückfuhr, einen Schrei ausstieß und mit der Miene des tiefsten Entsetzens in's Wasser zeigte, in welchem Patrik verschwunden war und von wo das Boot immer weiter hinwegruderte.

Die Heiterkeit hatte am Bord des kleinen Fahrzeugs jenen Höhepunkt erreicht, wo Jeder mit sich selbst, oder, wenn Damen dabei sind, mit einer Dame beschäftigt ist, und Niemand hatte sich um Thorman's bekümmert als der Doctor, der Henrietten nicht aus den Augen verloren hatte, obschon sie der Meinung war, daß er fest eingeschlafen sei, weil der

Vollmond — welcher hell und prächtig am Himmel stand und jedes der Wellchen mit einem Silberrande schmückte, während er das Land und die Holme in einem magischen Wechsel von Licht und Schatten vorüberschweben ließ — ihr seine geschlossenen Augen und unbeweglichen Züge zeigte, wie er den Kopf in die Hand gestützt dalehnte.

Der Doctor war ein alter Freund von Sophie Regine Thorman. Er hatte oft an ihrem Kranken- und später auch an ihrem Sterbelager gestanden und wußte alle die kleinen Familiengeheimnisse. Natürlich kannte er auch Henrietten vom Eintritte in dieses Haus an bis jetzt und hatte ihre Handlungsweise stets scharf beobachtet, ohne daß sie ahnte, daß sie belauert würde. Auch hatte die selige Schwiegermutter derselben ihm manchmal ihr Leid in dieser Beziehung geklagt und ihm ihre Befürchtungen für die Zukunft mitgetheilt.

Anfänglich stellte sich der Doctor stets unwissend; denn so lange Blücher lebte, ward die junge Frau immer in gewissen Schranken gehalten; als aber auch dieser zur Ruhe war und Henriette eine Komödie ganz neuer Art aufführte, hielt er es für seine Pflicht, zuweilen ein ernstes oder ironisches

Wort zu sprechen, um sie zu warnen, nicht weiter zu gehen.

Henriette nahm diese Mahnungen nicht gnädig auf, und da er immer eine gewisse Mäßigung beobachten mußte, um nicht aus dem Hause verwiesen zu werden und einen vielleicht sehr jungen Collegen an seiner Stelle zu sehen, mit welchem die junge Frau leichtes Spiel hatte, wenn sie ihn zu ihrer Fahne locken wollte, so waren seine Winke so gut wie nutzlos.

Auch fand der Arzt, ein alter Sonderling, ein gewisses Vergnügen darin, die Menschen zu studiren, und ein Wesen wie Henriette bot sich seinem anatomischen Messer nicht täglich; deßhalb begnügte er sich damit, sie zu überwachen und durch alle Phasen zu begleiten.

Auch jetzt sah er die Scene, welche sich ereignen sollte, vor seinem geistigen Auge; er errieth, was kommen würde, war aber der Meinung, daß die zum Stoß erhobene Hand kraftlos herabsinken würde, wenn der Augenblick der Entscheidung da sei, denn sie war ja ein Weib, welches wohl muthig genug war, Gedanken an Rache und Befreiung Jahre lang mit sich umherzutragen, aber nicht stark genug, um

die That auszuführen; denn hatte sie nicht dem Manne gelobt, ihn zu lieben? Mußte sie ihm, wenn auch die Liebe erloschen war, nicht wenigstens das Leben gönnen, ein Leben, welches sie ihm durch ihr Betragen schon genugsam zur Hölle gemacht hatte, weil er ihren Plänen hindernd in den Weg trat?

Aber er kannte nicht die Gewalt böser Gedanken, wenn wir ihnen Raum geben. Sie nahen ungerufen, zu jeder Stunde, und schwatzen mit hundert verschiedenen Stimmen, wenn wir ihnen den Zutritt nicht sogleich verwehren und entweder eine alle unsere geistigen Fähigkeiten in Anspruch nehmende Arbeit beginnen, oder im Gebete, im inbrünstigen, rastlosen Gebete Rettung suchen.

Henriette hatte dies nicht gethan. In der Einsamkeit ihres Krankenzimmers, in den zahllosen schlaflosen Nächten, die ein an Bewegung und Erregungen gewöhntes Wesen dort nothwendig verfolgen mußten, nährte und pflegte sie diese Gedanken, bis sie Herren ihrer selbst wurden und sie auch dann nicht wieder verließen, als sie sich verzweiflungsvoll in ein Meer von Zerstreuungen stürzte, um sie los zu werden.

Wieder unter Menschen, fand sie tausendfache

Nahrung für dieselben. Es drängte sich ihr täglich mehr die Gewißheit auf, daß sie ihren Entschluß so schnell als möglich ausführen müsse. Sie wartete nur auf die Gelegenheit, und auch diese fand sich, denn ach! die Gelegenheit zum Gutesthun bietet sich selten, die zum Bösen leider nur zü oft.

Zweites Kapitel.

Der Heirathsantrag.

Am nämlichen Tage kehrte Blanda nach Stockholm zurück, um auch diesen Winter wieder dort zuzubringen, nachdem sie noch einige Wochen auf ihrem Gute verweilt hatte, wohin sie Barons begleiteten, wie sie ihr versprochen hatten.

Nach jener Begegnung im Walde flossen ihr die Tage im Vereine mit ihnen ruhig und friedlich hin; denn zwischen ihnen war ja Alles klar, und Clarissa wieder wie früher, die Beschützerin ihrer Liebe, die durch kein unzartes oder leidenschaftliches Wort ihr geheimes Leiden verrieth.

„Was muß ihr nur an jenem Tage gefehlt haben, wo ich meinen ersten Ritt versuchte?“ fragte

sich Blanda zuweilen; aber immer blieb sie sich die Antwort schuldig.

Vielleicht durchzuckte sie eine Ahnung der Wahrheit; sie beobachtete Clarissen genauer, überdachte ihr Betragen, so lange sie mit einander bekannt waren, um sich dann zu sagen:

„Nein, nein, sie liebt ihn nicht, sie betrachtet es als ein Glück, wenn das Band gelös't würde, welches sie an ihn fesselt; denn zu edel und zu gebildet, um ihn durch Nichterfüllung ihrer Pflichten zu kränken oder der Welt ein Schauspiel zu geben, opfert sie sich auf, und Axel kann sich von ihr trennen, ohne sich einen Vorwurf und ihr Schmerz zu bereiten.“

Dieselben Betrachtungen stellte der Baron an, und selbst wenn er Cläreu einmal in Thränen fand, dachte er nicht daran, sie zu fragen oder zu beschwichtigen, sondern verließ sie rasch unter irgend einem Vorwande, überzeugt, ihr dadurch den größten Dienst zu leisten, und keine Ahnung beschlich ihn, daß diese Thränen der Gegenwart und nicht der Vergangenheit gelten könnten, einer Gegenwart, die das arme Weib kaum zu ertragen vermochte, da ihre Schmerzen viel lebhafter und wilder waren, als

die, welche sie empfand, als ihr Vater mit ihr aus England floh und sie noch die Elasticität der Jugend besaß.

„Oh!“ rief sie dann schmerzvoll. „Ich kämpfe mit übermenschlicher Kraft, um ihm und ihr den Anblick meiner Leiden zu entziehen. Ich suche meine Liebe zu ihm zu ersticken, damit die ihre nicht beeinträchtigt werde; denn sie, welche damals den Juwel, den ich als einen falschen Stein von mir warf, aufhob; sie, die seinen Werth früher erkannte als ich, sie soll ihn besitzen; denn sie ist schöner und liebenswürdiger als ich. Aber bitter, namenlos bitter ist es, wenn einmal die so lange verhaltene Qual zum Ausbruche kommt und ihn der Zufall zum Zeugen meines Schmerzes macht, daß er dann kein sanftes, freundliches Wort für mich hat und verstohlen von dannen schleicht. Nicht den ersten Platz in seinem Herzen will ich fordern, aber den zweiten könnte er mir gönnen, dies wäre nicht zu viel für die Qualen, die ich dulde, für die Opfer, die ich ihm bringe. Er sollte mir wirklich nicht diese Gleichgültigkeit zeigen!“

Thränen folgten wie gewöhnlich solchen Ergüssen, und wenn sich Clarissa dann einigermaßen ge-

faßt hatte, sagte sie dann wohl auch in entschlosse-nem Tone:

„Ich werde mit ihm sprechen und ihm sagen, daß einer Trennung zwischen uns von meiner Seite kein Hinderniß im Wege steht; denn er wird zögern, um mir nicht weh zu thun, und es ist besser, der bittere Kelch wird bis auf die Hefe geleert, als daß ich täglich Wermuth schlürfe."

Dann fehlte ihr aber wieder der Muth; denn wenn sie selbst ihr Schicksal auf diese Weise zur Entscheidung brachte, so stahl sie sich selbst die wenigen letzten Freuden, die ihr noch geblieben waren; sie verbannte sich freiwillig aus dem Paradiese, welches, wenn auch seiner schönsten Freuden beraubt, doch noch immer ein Garten Eden war; denn für das liebende Weib liegt ja schon Süßigkeit in dem Gedanken, für den Mann seiner Liebe sorgen und ihm alle die kleinen Aufmerksamkeiten erweisen zu können, die die Liebe ersinnen kann,

Es liegt neben der Qual auch Süßigkeit in dem Bewußtsein, für ihn zu leiden und ihm Alles zu opfern, und auch, ohne zu empfangen, geben zu können.

Sie verschob also eine Erklärung, und die Ab-

reise nach Blanda's Gut erfolgte, ohne daß eine Aenderung in ihrer Lage eingetreten wäre; denn der Baron hatte eine bestimmte Frist festgesetzt, die vergehen sollte, ehe er seiner Gattin sagen wollte, was er beabsichtigte.

Der veränderte Aufenthalt änderte Nichts in den Gesinnungen unserer Freunde, nur fand es Cläre hier noch schwerer, das Leben zu ertragen, als daheim; denn die süßen Pflichten, welche wir oben erwähnt, lagen hier in der Hand ihrer Nebenbuhlerin, die, wenn sie ihr auch in jeder Hinsicht Freundin war, doch ein bitteres Gefühl in ihr wach rief, sobald sie ihre Gastfreundschaft annehmen mußte, und eben deßhalb, weil Blanda alle diese Pflichten mit der liebenswürdigsten Anmuth ausübte, wurde ihr die Annahme noch schwerer, wie sich leicht erklären läßt.

Der Baran befand sich sehr wohl nnd errieth daher auch nicht, daß Clarissa anders empfinden könne. Mit großem Erstaunen vernahm er daher auch ihren Wunsch nach einem vierzehntägigen Aufenthalte, so bald als möglich nach Stockholm aufzubrechen.

„Warum willst Du fort, meine Theure,"

fragte er, „da es doch hier so schön ist und Blanda so glücklich scheint?“

„Du beurtheilst sie nicht richtig. Aus Rücksicht für uns thut sie sich Zwang an, erscheint heiter, während sie doch mit Wehmuth und Trauer nach jenem Grabe blickt.“

Die letzten Worte reichten hin, um dem Baron sofort die Nothwendigkeit klar zu machen, daß sie sich entfernen müßten. Er wünschte nicht, daß Blanda zu lange bei dem Bilde des verstorbenen Gatten verweilen möge oder zu oft sein Grab bekränze. Sich plötzlich erinnernd, daß er Geschäfte in Stockholm habe, mahnte er zum Aufbruche, und Clarissa unterstützte ihn in seinen Aufforderungen, möglichst bald nach Stockholm zu gehen.

So gern Blanda ihre Gäste noch zurückgehalten hätte, so fiel es ihr doch nicht ein, allein hier bleiben zu wollen, und sie siedelten sämmtlich, Frau von Kühlen und Johanna ebenfalls, nach der Hauptstadt über.

Als Blanda einzog, trug sie noch ihre schwarzen Trauerkleider. Auf Zureden Clarissa's vertauschte sie dieselben jedoch dort mit grau und andern zwei-

felhaften Farben, und so gern sie der Baron auch wieder bunt, im Gewande der Hoffnung und der Freude gesehen hätte, so ließ er sie doch gern noch länger in der halben Witwentrauer, weil er der Meinung war, daß dann die Verehrer Anstand nehmen würden, sie allzu sehr zu belästigen.

Noch war aber nicht der Tage kürzester in's Land gerückt, so erschien schon Einer, der uns wohlbekannte Kammerjunker, und versuchte auf alle Weise das Interesse kund zu geben, welches er an ihr nahm.

Blanda bemerkte dies, aber sie war zu gut und zu edel, um ein leichtfertiges Spiel mit ihm zu treiben oder ihn über seine Hoffnungen zu täuschen.

Sie war stets artig, ja fast herzlich, aber ernst wie eine Matrone, und empfing ihn nur mit andern Gästen.

Der Baron, der anfangs sehr unruhig und düster dreingeschaut hatte, beruhigte sich allmählig; als er sah, daß der Kammerjunker keine Fortschritte in der Gunst Blanda's machte, und zeigte seine Freude so unverhohlen, daß die arme Clarissa sah, daß er wirklich mit der ganzen zähen Energie seines

Charakters an Blanda, seiner ersten Liebe, festhielt und sicher auch die Schwierigkeiten überwinden würde, die sie ihm selbst in den Weg stellte, daß es also besser sei, je eher, je lieber zu verzichten, als sich selbst sagen zu lassen, daß sie überflüssig sei.

Aber welche Kämpfe zerreißen ein armes Frauenherz, ehe es den Mann aufgeben lernt, den es liebt! Wie lange biegt sich und schwankt die elastische Seele, ehe sie bricht, und wie lange klammert sie sich an den letzten schwachen Halm der Hoffnung, ehe sie im Elende versinkt!

Clarissa litt noch mehr, weil sie sich sagte:

„Damals, als Du die Macht und die Gelegenheit hattest, ihn an Dich zu fesseln, stießest Du ihn von Dir. Er ertrug großmüthig Deine Laune und trat in das Verhältniß, welches Du ihm bezeichnetest und welches Du Jahre lang festhieltest.

„Sein Stolz und sein Selbstgefühl waren verletzt, aber er konnte sich beherrschen; denn sein Herz hatte einen geheimen Winkel, in welchem das Bild einer Anderen wohnte, wie Alfred's Bild in dem Deinigen.

„Du selbst begünstigtest diese Liebe, Du suchtest sie zu nähren, um Dir selbst überlassen zu sein,

und hieltest nicht eher inne, als bis Du sahst, daß der rollende Stein nicht mehr aufzuhalten, daß die Flamme der Leidenschaft nicht mehr zu löschen sei.

„Jetzt darfst Du nicht klagen, Du hast Dir Dein Schicksal selbst geschaffen und statt des Friedens, den Du ihnen Beiden geraubt, mußt Du ihnen das Glück, die Verzückungen der Liebe geben, wenn Du nicht unedel handeln willst."

Wenn bei den Frauen die Seele leidet, wird gewöhnlich sehr bald auch der Körper geschwächt.

Clarissa war weiß wie eine Lilie, die Augen schienen an Klarheit und Größe zu gewinnen, und die Haut ward fast durchsichtig, während die Fülle beinahe ganz verschwand.

Der Baron sowohl wie Blanda bemerkten es mit Schrecken und drangen in sie, zu sagen, wo ihr Leiden säße; aber jetzt behauptete Clarissa fest, daß sie sich vollkommen wohl befinde, und lächelte über die Besorgnisse ihrer Freunde.

Beide überboten sich an Aufmerksamkeiten. Sie waren unerschöpflich in Beweisen von Liebe und erfinderisch im Aufsuchen von Zerstreuungen für sie.

Clarissa nahm sie heiter und ohne Bitterkeit

hin; sie fühlte sich wohl, daß man ihr so weit Gerechtigkeit widerfahren ließ, und achtete nicht auf die hämischen Bemerkungen sogenannter guter Freundinnen, die gern diese harmlosen Liebesbeweise verdächtigt hätten, um sie ihr zu vergällen.

Clarissa betrachtete sie wie das nochmalige helle Aufleuchten eines schönen Sternes, ehe er für immer in Nacht und Dunkel sinkt, und ward dadurch bewegt und gerührt.

Sie waren in der Oper. Blanda saß wie gewöhnlich in der Loge des Barons neben Clarissa, während der Baron hinter den Stühlen Beider stand, als eine der Nachbarinnen und Theilhaberinnen ziemlich laut zu einer Nachbarin sagte:

„Dort unten steht der Kammerjunker! Er hält den Operngucker auf unsere Loge gerichtet. Gilt sein Blick Ihnen?"

„O, nein, was glauben Sie! Frau Blücher ist das Ziel seiner dreisten Blicke. Sehen Sie doch genau hin."

„Dreist sind diese Blicke nicht, er suchte blos, und da er nun gefunden hat, grüßt er ehrerbietig und respectvoll."

Die andere Dame zuckte verächtlich die Achseln.

„Man sagt, er sei blos deßhalb nach Stockholm gekommen, um in der Stadt Birger Jarl's sich eine Frau zu suchen."

„Konnte er die in Halland nicht finden?"

„Er hat sich durchaus in den Kopf gesetzt, Frau Blücher heimzuführen, und hat ihr auch schon mehrere Besuche gemacht."

„Wenn er es thäte, würde er der armen bleichen Baronin einen wichtigen Dienst leisten."

„Dem Baron wahrscheinlich nicht," bemerkte die andere lachend.

„Ernst wird es dem Kammerjunker nicht sein; denn er muß eben so gut wissen, wie alle Welt es weiß, daß — —"

Die Ouvertüre begann und ihre rauschenden Töne verschlangen den Nachsatz, oder die Dame sprach ihn nicht aus.

Auf Clarissa's bleichen Wangen kam eine dunkle Röthe zum Vorscheine, ihre klare Stirn runzelte sich, und während sie sich nach ihrem Manne herumdrehte, sagte sie mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Heftigkeit:

„Willst Du nicht den Damen Dein Compliment

über die Mühe machen, die sie sich unsertwegen geben?"

Der Baron war auffallend bleich, und ward es noch mehr, als er Clarissa's Worte hörte, und er erwiderte:

„Ich werde mir erlauben, ihnen später Revanche zu geben, jetzt sind wir in der Oper."

Blanda, deren Aufmerksamkeit auf den Zuschauerraum gerichtet gewesen war und die, als sich der Vorhang aufrollte, ihre Augen auf die Bühne wendete, hatte Nichts davon gehört, wie der Baron sofort erkannte, als er einen raschen, forschenden Blick über ihre Züge gleiten ließ; aber Clarissa's Aufregung, die so sehr mit ihrer gewöhnlichen Ruhe contrastirte, beängstigte ihn, und er sah, daß sie sich verstohlen die Thränen trocknete und zerstreut in's Leere starrte.

Sobald die erste Pause eintrat, erschien zum Erstaunen und Aerger der Damen der Kammerjunker und nahm, nachdem er die Baronin verbindlich gegrüßt hatte, seinen Platz hinter Blanda's Stuhle ein und blieb, bis die Oper zu Ende war, dort, mit der ihm eigenen Gewandtheit den Faden der Conversation festhaltend.

„Werden Sie noch lange hier verweilen?“ fragte der Baron ziemlich kühl in einer der Pausen.

„Nicht mehr lange; denn ich habe schon die Zeit überschritten, die ich für meinen Aufenthalt hier bestimmt hatte. Daheim ist meine Gegenwart nöthig und hier werde ich gegen meinen Willen aufgehalten; ich kann den Zauber nicht brechen, der mich gefangen hält; denn die Zaubrerin ist so lieblich.“

Er hatte diese Worte mehr an Blanda, als an den Baron gerichtet, und diese erröthete und wendete den Kopf ab; doch konnte sie nicht hindern, daß ihr der Kammerjunker den Arm bot und sie nach dem Wagen führte, während der Baron seiner Gemahlin seinen Arm gab, als das Stück zu Ende war.

Der Kammerjunker half Blanda in den Wagen, drückte leise ihre Hand und fragte in ehrerbietigem Tone:

„Darf ich mir für morgen eine Audienz erbitten? Ich habe Ihnen Etwas zu sagen.“

„Wenn Sie mir die Ehre eines Besuches gönnen wollen, werden Sie willkommen sein.“

Die Antwort war artig, aber sie ward in so eiskaltem Tone ausgesprochen, daß dem Kammerjunker der Muth entsank. Dennoch begab er sich am nächsten Vormittage in feinstem, eigends zu diesem feierlichen Acte gefertigtem Anzuge zu Blanda, erklärte ihr seine Liebe und hielt um ihre Hand an. Er setzte hinzu, als sie ihm nicht sofort antwortete:

„Wie ich recht wohl weiß, steht mein Horoskop nicht günstig, ich habe vier Monate hier verweilt und auf Aenderung gewartet, aber vergebens. Jetzt muß ich zurückkehren; damit Sie aber wissen, daß meine Absichten reelle sind, habe ich Ihnen mein Herz geöffnet und lasse Ihnen jetzt, nachdem dies geschehen, gern Zeit, sich die Sache zu überlegen und sich an den Gedanken zu gewöhnen, wieder in nähere Beziehungen zu einem Manne zu treten."

Blanda gab noch immer keine Antwort, und der Kammerjunker fuhr fort:

„Um einen solchen Schatz zu besitzen, wie ich ihn durch das Geschenk Ihrer Hand zu erlangen hoffe, kann man nie zu lange warten, wenn die Herrin Geduld als Beweis der Liebe verlangt; man darf aber auch ein so hohes Glück nicht durch Zaudern gefährden, und deßhalb habe ich zu Ihnen ge-

sprochen, ehe ich wieder in die Verbannung gehe. Ich überlasse es Ihrer Großmuth, mir Ihre Antwort entweder schriftlich zu geben oder Ihren Diener zu einer gewissen Zeit wieder hierher zu bescheiden; denn fern sei es von mir, Sie drängen oder belästigen zu wollen."

„Herr Kammerjunker, es wäre unedel, Sie länger hinhalten zu wollen, wenn ich im Stande bin, Ihnen meine Antwort sogleich zu geben, und Sie erlauben mir wohl, mich ganz offen gegen Sie auszusprechen?"

Der Kammerjunker verneigte sich zur Zustimmung.

„Erinnern Sie sich noch des kleinen Fräuleins von Kühlen, welches demüthig bei einer Ihrer vornehmen Freundinnen um die Stelle einer Lehrerin bat, damit sie ihr Brot redlich verdienen könne?"

„O, Blanda, vergessen Sie eine Scene, welche ich gern mit meinem Herzblute, nicht blos aus Ihrem, sondern auch aus meinem eigenen Gedächtnisse verwischen möchte."

„Ich hatte sie bereits vergessen, Herr Kammerjunker, eben so wie eine spätere an einer gewissen Straßenecke."

„Sie hatten sie vergessen und doch erwähnen Sie dieselbe jetzt?“

„Blos um Ihnen zu sagen, daß die Erinnerung an diese Stunde mir es unmöglich macht, Ihnen anzugehören; denn ein Weib, das von einem Manne nicht blos gedemüthigt, sondern sogar beschimpft worden ist, kann nicht das Opfer seiner Hand und seines Namens annehmen!“

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen für diese Lehre,“ sagte der Kammerjunker in eisigem Tone, warf noch einen letzten schmerzlichen Blick auf das ernste Antlitz Blanda's und schritt dann der Thür zu.

Blanda rief ihn zurück, reichte ihm ihre Hand und sagte:

„Lassen Sie uns als Freunde scheiden; denn wenn ich auch das Geschenk, welches Sie mir so eben geboten haben, zurückweisen muß, so achte ich Sie doch in so hohem Grade, daß ich Ihre Freundschaft wünsche und Sie bitte, die Erwähnung der Vergangenheit in den Mantel der Vergessenheit zu hüllen. Ich wollte Sie dadurch nicht kränken, aber ich kann Ihnen nicht gehören.“

Der Kammerjunker küßte gerührt die dargebotene Hand und entfernte sich dann rasch; denn er

war in Gefahr, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren.

Eben so eilig betrieb er die Anstalten zu seiner Abreise, die noch am nämlichen Tage erfolgte und den Baron mit großer Freude erfüllte; denn wenn er erhört worden wäre, hätte er sich sicher länger in der Nähe Blanda's aufgehalten.

Diese schwieg über diesen Punkt gegen Jedermann, sogar gegen Clarissa; denn sie hielt es für unzart und unedel, über so Etwas zu sprechen.

Ihre Mutter trug nicht dieselben Bedenken, sondern eilte erst zur Baronin, die sie durch diese Mittheilung nicht überraschte, wohl aber betrübte, und dann zu Henrietten, die sie fast wahnsinnig machte; denn sie bezweifelte nicht die Wahrheit ihrer Mittheilung, da sie durch ihre Spione wußte, daß der Kammerjunker, der nicht einen einzigen Besuch in ihrem Hause während seines langen Aufenthaltes in Stockholm abgestattet hatte, sich Blanda auf alle Weise genähert, sie aus der Oper nach dem Wagen geführt und am nächsten Vormittage besucht hatte.

„Also er hat einen Korb bekommen?" fragte Henriette mit schadenfrohem Lachen. „Aber auf wen wartet meine kleine Schwägerin, daß sie solche Partieen

von der Hand weis't. Auf jenen eingebildeten Grafen oder wohl gar auf den Herzog von Ostgothland?"

„Wenn meine Tochter auch ihre Augen auf Ostgothland gerichtet hat, so erhebt sie dieselben doch nicht bis zum Herzoge," entgegnete Frau von Kühlen mit einem verschmitzten Lächeln.

„Tante! Sie sollten wirklich mehr Verstand haben, als den ohnedies schon sehr durchlöcherten guten Ruf Ihrer Tochter vollends durch solche schamlose Behauptungen zu vernichten."

„Wir sind ja unter uns; sollen denn so nahe Verwandte nicht offen gegen einander sein?"

„Sie werden das auch Fremden sagen."

„Nein, nein; ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, daß Sie an Blanda keine Nebenbuhlerin beim Kammerjunker hätten und diese feindselige Haltung meiner Tochter gegenüber fallen lassen könnten."

„Was geht mich denn der Kammerjunker an? Ich weiß, was eine verheirathete Frau ihrem Rufe schuldig ist."

„Sie sind vielleicht nicht ewig verheirathet; denn wie leicht ereilt ein Unfall wie der, welcher vorigen Herbst den guten Patrik traf, einen Menschen."

„Solche Unfälle sind selten," bemerkte Henriette kurz.

„Sie können sich aber doch wiederholen, und überdies hat Patrik nicht blos zehn Wochen das Bett gehütet, sondern kränkelt immer noch und ist sehr niedergeschlagen."

„In der letzten Zeit hat er sich vollkommen erholt."

„Es war ein Glück, daß damals der Kriegsrath, einer der besten Schwimmer Stockholm's, anwesend war, um ihn zu retten, und der Doctor, um sogleich die nöthigen Schritte zu seiner Wiederbelebung zu thun."

„Und dann habe ich ihn doch auch mit wahrer Aufopferung gepflegt; ich bin nicht von seinem Lager weggekommen."

„Sie mußten den Doctor versöhnen, der sehr böse auf Sie war und Ihre Unvorsichtigkeit öffentlich bekannt zu machen drohte, wenn Sie den Kranken vernachlässigen würden."

„Der Doctor ist zuweilen so anmaßend und arrogant, daß ich wenigstens für meine Person einen andern Arzt annehmen werde, wenn Patrik so eigensinnig bleibt, ihn für sich behalten zu wollen."

„Sie können handeln, wie es Ihnen gutdünkt.

Wenn Sie aber einen Rath von einer Freundin annehmen wollen, die es gut mit Ihnen meint, so stoßen Sie den Doctor nicht vor den Kopf, wie man gewöhnlich sagt."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Henriette heftig.

„Daß der Doctor der Familie, zu der auch Sie sich zählen, zu wichtige Dienste geleistet hat, als daß er rücksichtslos behandelt werden dürfte."

Henriette ward durch diese Worte wieder besänftigt und fragte in einschmeichelndem Tone:

„Die Finanzen des Kammerjunkers verbessern sich wohl immer mehr? Hat der Baron Nichts hierüber gehört?"

„Allerdings, seine Brauerei allein soll ihm nach dem Ausspruche des Barons so viel einbringen, daß er standesgemäß davon leben kann, und in einem Jahre wird er so viel verdient haben, daß er das Schloß einer gründlichen Reparatur unterwerfen kann."

„Wie vertreibt er sich denn die Zeit?"

„Er ist sein oberster Inspector, sieht die praktischen Landwirthe bei sich und entwirft den Plan zu einer neuen Schneidemühle, damit er seine reichen Holzernten nicht für einen billigen Preis in Gothen-

burg verkaufen muß, sondern dieselben als Bauholz an Ort und Stelle höher verwerthen kann. Niemand hätte diese Regsamkeit und diesen Speculationsgeist in dem trägen, leichtsinnigen Kammerjunker gesucht, der hier nicht weiter konnte, als den Damen den Hof machen."

Henriette seufzte und schaute träumerisch vor sich hin.

Frau von Kühlen sah, daß sie entlassen war, und entfernte sich ziemlich heiter, überzeugt, daß Henriette ihrer Tochter jetzt weit freundlicher gesinnt sein würde.

Drittes Kapitel.

Die Trennung.

Einige Wochen nach der Abreise des Kammerjunkers kämpfte Clarissa noch mit ihrem Herzen, um ihm den Entschluß, ihren Gatten zu verlassen, abzuringen. Endlich hatte sie Festigkeit genug gewonnen, weil sie ihm ihren Willen kundthun mußte, so lange sie noch in Stockholm verweilten, denn in Lillygardet ward es ihr noch schwerer; die Abreise dorthin war zum Frühjahr wieder beschlossen und es näherte sich jetzt immer schneller.

Es war im März, der Sonnenschein drang warm und hell in's Wohnzimmer Clarissa's, sie saß mit ihrer Stickerei an ihrem Arbeitstische, die Strahlen der Sonne spielten auf ihrem prächtigen blonden

Haar und streiften die durchsichtige Hand, welche das müde Haupt stützte, während die Arbeit in ihren Schooß gesunken war.

Der Baron trat ein, betrachtete forschend Clarissa's Gesicht, in welchem sich unverkennbarer Schmerz malte, und sagte:

„Clarissa, Du leidest, Du leidest schon seit längerer Zeit; willst Du mir, Deinem besten Freunde, noch immer Dein Vertrauen vorenthalten?"

„Nein, ich werde sprechen. Setze Dich zu mir und höre mich aufmerksam an, denn ich will Dir eine Bitte vortragen."

Clarissa's Ton war ernst und feierlich, der Baron faßte aber doch freundlich ihre Hand und sagte lächelnd:

„Die Bitte sei gewährt! Sprich, was willst Du?"

„Daß Du in eine Trennung zwischen uns willigst."

„Jetzt schon, Clarissa, jetzt schon?" fragte er fast erschrocken.

„Je eher, je besser, denn das längere Zusammenleben bereitet uns Allen Schmerz, und es kann zu Nichts führen, noch einige Monate zu warten."

„Hierin irrst Du Dich, und wenn Jemand Schmerz empfindet, bist Du es allein," erwiderte er ausweichend.

„Nun gut, dann laß mich nicht länger leiden, stelle einer sofortigen Abreise zu meinem Vater Nichts in den Weg und bestelle, sobald ich aus dem Weichbilde Stockholm's bin, den öffentlichen Aufruf, damit eine Trennung bald geschehe."

„Ich verstehe nicht die plötzliche Eile, da ich Dir doch unmöglich Ursache zur Unzufriedenheit gegeben haben kann."

„Als ich mich mit Dir vermählte, bedurftest Du einer liebenden Hand, die Deine Wunde verband. Jetzt ist die Wunde geheilt und Du kannst die Pflegerin entbehren. Laß sie ungehindert ziehen, bis Ihr vermählt seid, dann wird sie zurückkehren und als Freundin und Schwester Euer Glück zu erhöhen suchen, denn sie liebt Euch innig und zärtlich."

Der Baron betrachtete sie aufmerksam; es lag Etwas in ihrem Wesen, was ihm sagte: Sie täuscht Dich, Du wirst sie niemals wiedersehen, und nur das Eine ist keine Lüge, daß sie Dich und Blanda liebt. Er zögerte daher auch mit der Antwort und gab sie endlich auf folgende Weise:

„Ich weiß, Clarissa, daß Du mich niemals geliebt hast.“

Clarissa verhüllte bei diesen Worten ihr Gesicht mit dem Taschentuche und ein Zucken ging durch ihren ganzen Körper; aber sich gewaltsam zusammenraffend, gab sie kein anderes Zeichen ihres Schmerzes, und der Baron, der aufgeregt im Zimmer umherging, bemerkte es nicht, sondern fuhr fort:

„Trotzdem hast Du Alles gethan, was Du vermochtest, um mir das Leben angenehm und lieb zu machen, deßhalb bleibt Dir meine Dankbarkeit und deßhalb erfülle ich auch Deinen Wunsch, ohne Schwierigkeiten zu machen, denn ich sehe selbst, daß Du Dich nach Einsamkeit und Ruhe sehnst. Du wirst sie oben im Norden finden; aber versprich mir, daß Du zurückkehren willst, sobald der Herbst naht, und dann zu uns kommst und bei uns bleibst, denn dann hoffe ich, daß Blanda die meinige ist und Du Dich nicht weigerst.“

„Wie Du weißt, ist mein Vater entschlossen, im Laufe dieses Sommers nach England zurückzukehren. Sein Nachfolger dort oben kommt Anfangs August; ich werde ihn natürlich dorthin begleiten und muß Euch für nächsten Winter Euch selbst

überlassen, aber später," setzte sie schluchzend hinzu, „rufe ich Euch vielleicht zu mir!"

„Kannst Du wirklich so grausam gegen uns sein, uns Deine Nähe so lange zu entziehen?" fragte der Baron in bekümmertem Tone.

„Laß uns keine überflüssigen Worte machen und Alles so kurz als möglich abgethan sein. Du weißt, daß jede Trennung im Leben uns Schmerz bereitet. In acht Tagen also halte Alles bereit."

„Du erlaubst mir aber doch, daß ich Dich bis Drontheim begleite und so lange bei Dir verweile, bis ich Dich am Bord des „Prinz Gustav" weiß, wo Du dann Hammerfest in kurzer Zeit erreichst?"

„Nein, nein, zu was sollte dies nützen? Nur bis an Bord des Dampfschiffs hier nehme ich Deine Begleitung an."

„Weßhalb wollen wir die Reise nicht zu Lande machen, bei Kongswinger über die Grenze gehen und von Christiania über den Dovrefjäll, es würde Dir weit angenehmer sein."

„Es mag vielleicht Eigensinn von mir sein, allein reisen zu wollen, aber laß mir denselben," bat Cläre sanft. „Ich werde mich dann eher daran gewöhnen, meine Unabhängigkeit zu genießen."

Der Baron schüttelte blos den Kopf.

„Und nun noch eine Bitte. Heute überlaß mich mir selbst, ich habe mit dem Ordnen von Papieren und andern Dingen zu thun. Du kannst ja einstweilen zu Blanda gehen und ihr den Inhalt unsers Gesprächs mittheilen. — Die übrigen Tage wollen wir uns dann noch recht lustig machen und, ehe ich Stockholm verlasse, noch alle meine Lieblingsorte zum letzten Male besuchen."

„Clarissa!" rief der Baron, „Deine Stimme zittert, Du bist todtenbleich; täuschest Du Dich nicht selbst, wenn Du behauptest, Du gingst gern von uns fort?"

„Noch niemals habe ich behauptet, daß ich gern ginge, aber ich wünsche frei zu sein und mag nur als eine Schwester wieder kommen; da aber, um dies zu erreichen, meine jetzige Abreise nothwendig ist, so müssen wir auch diesen kurzen Trennungsschmerz ertragen."

„Aber könnten wir sie nicht hinausschieben, bis Du stärker wirst? denn gestehe selbst, Du warst in der letzten Zeit leidend und siehst jetzt so angegriffen aus, daß ich fürchte."

„Nein, nein, nur Nichts aufschieben!“ sagte sie heftig und drängte den Baron gewaltsam aus der Thür.

Sobald er hinaus war, schob sie den Riegel vor, und unfähig, die Ottomane zu erreichen, sank sie zusammen.

„Es ist geschehen, es ist Alles vorüber!“ rief sie. „Ich habe mein Todesurtheil so eben unterzeichnet, aber er wird glücklich sein, und sie? — Ihr werde ich den Himmel bereiten. Alfred ist mit Margarethen glücklich, Axel wird es mit Blanda werden, und ich — ich werde nur in den Armen des Todes Ruhe finden, den ich anflehen will, so bald als möglich zu meiner Erlösung zu kommen. — Länger sollte ich noch warten? O, wie wäre ich es im Stande; je länger ich zaudere, desto schwerer wird das Opfer und ich besäße zuletzt wohl gar nicht mehr die Kraft, es zu bringen, und dann — ist nicht jede Stunde, die ich zögere, ein Raub an seinem Glücke? Deßhalb auf und Muth! Er darf mich nicht schwach sehen, er darf nicht ahnen, was ich leide. O, könnte ich doch Farbe auf meine Wangen und ein Lächeln auf meine Lippen rufen, damit ich ihm den Schmerz des Abschieds erleichtere und er

später nicht etwa auf die Vermuthung kommt, daß ich ihn geliebt habe!"

Clarissa dachte nicht an das Ordnen der Papiere. Sie strebte nur darnach, ihre Fassung zu erringen, und als der Baron nach Hause zurückkehrte, trat sie ihm mit einem heitern Lächeln entgegen und ein mattes Roth zeigte sich auf ihren Wangen.

Viertes Kapitel.

Ein Raub.

Der kleine Edward befand sich geraume Zeit bei dem deutschen Farmer, der seinen Umgang auf einige Nachbarn beschränkte und die Offiziere des nahen Forts zuweilen auf ihren Jagdausflügen begleitete.

Der Knabe befand sich hier sehr wohl und hatte Alfred, den er seinen Oheim nannte, bald vergessen, d. h. er dachte seiner nicht mehr mit jener schmerzlichen Sehnsucht, die er Anfangs zeigte, als er ihn nur kurze Zeit verlassen hatte und seine Umgebung ihm gänzlich fremd war.

Sein größter Liebling war Hector, der große Bernhardinerhund des Farmers, der den Knaben

überallhin begleitete, wohin er sich wendete, und sein Gespiele wie sein Wächter war, der Niemand erlaubt hätte, sich dem Knaben zu nähern, der gewöhnlich mit dem Kopfe auf dem Rücken des Hundes schlief und keinen Bissen eher aß, als bis er ihn mit Hector getheilt.

Der Farmer, den die Liebe aus der Heimath vertrieben hatte, erwartete den Gegenstand derselben in Amerika; aber statt dieses Glücks erreichte ihn die Nachricht, daß sie sich dort vermählt habe, und halb wahnsinnig vor Schmerz vergaß der junge Mann den armen Knaben, den er sonst zärtlich liebte, warf sein Gewehr über die Schulter, bestieg seinen Kahn, der auf dem See lag, und ruderte einen Fluß hinauf, der in denselben mündete.

Sobald er sich zum Ausgehen rüstete, folgte ihm der Hund, und da Edward nie ohne Hector sein konnte, folgte er diesem, und einer der Knechte, welche im Dienste des Farmers waren, hob den Knaben in das Boot und brachte — da sein Herr in seiner Verzweiflung Essen und Trinken verschmäht hatte — Lebensmittel in dasselbe.

Nicolaus ergriff das Ruder, das Fahrzeug stieß ab und bald befanden sie sich auf dem kleinen Strome

und ruderten denselben so weit hinauf, bis sie den Landungsplatz erreichten, wo die Nachbarn anlegten, wenn sie den Weg nach ihrer Farm einschlugen.

Die Arbeit des Ruderns hatte das Blut in rascheren Umlauf gebracht und den Appetit des Farmers geweckt. Er griff mit zitternder Hand in die Tasche, und nachdem er einige Bissen gegessen, die er mit einem Schluck Rum anfeuchtete, schwand der Nebel, welcher plötzlich seine Augen bedeckt hatte, als er das Boot verließ, und vom Hunger erzeugt worden war.

„Bist Du auch da, Edward?" sagte er zu dem Knaben und fuhr ihm liebkosend über den schwarzen lockigen Kopf, „bist Du auch da, mein Sohn?"

Der Knabe lag an seiner Brust, seine Aermchen umschlangen liebkosend den Hals des Einsamen und Hector legte seine gewaltige Tatze ebenfalls auf seine Schulter, um seine unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit zu beweisen.

Nicolaus küßte den Knaben und streichelte den Hund, ein Gefühl beschlich ihn, welches der Reue glich, der Reue über den Undank gegen Gott, der, wenn er ihm auch genommen, was er liebte, ihm auf der andern Seite gegeben hatte, was liebens-

werth war und um was ihn ein Fürst hätte beneiden können.

Sobald die Aufwallung dieses neuen Gefühls bekämpft war, begann er seine eigentliche Mahlzeit und theilte sie treulich mit seinen Begleitern, die, da sie aus einem Kinde und einem Hunde bestanden, dieselbe nicht verschmähten, denn wie wir wissen, haben diese Wesen beständig Appetit.

Das frugale Mahl war beendet, Nicolaus schlief ein wenig ein. Der Kleine lag an seiner Seite, sein Kopf ruhete an Lothar's Brust und Hector stand da wie eine Schildwache vor dem Offizierszelt und recognoscirte mit scharfem Auge die Gegend, denn er kannte seine Pflicht und war gut dressirt.

Es zeigte sich während des kurzen Schlummers, dessen sie bedurften, keine Störung.

Sie erhoben sich neu gestärkt und der Farmer schritt, obschon der Tag ziemlich weit vorgerückt war, doch der Richtung des Waldes zu und ließ den mehr betretenen Weg nach der Farm seiner Nachbarn links liegen.

Klüger wäre es jedenfalls gewesen, bei ihnen eine Zuflucht für die Nacht zu suchen und entweder

mit ihnen zugleich oder auch allein am nächsten Morgen seine Jagdexpedition anzutreten, denn er hatte noch eine ziemliche Strecke bis zu ihrer Wohnung zurückzulegen, die ihm von dem Orte aus, wo er stand, noch nicht einmal sichtbar war, da sie von einem Hügel verdeckt ward.

Nicolaus dachte indessen an keine Gefahr. Es war Mondschein und die kurze Zeit der Dämmerung konnte er ja in Ruhe zubringen, wenn er durch sie verhindert ward, seinen Weg fortzusetzen.

Welche Gefahr sollte ihm auch drohen, die er nicht mit Hilfe seines Doppelrohrs besiegen konnte, besonders da er durch seinen Hund stets zuvor gewarnt ward! Und selbst wenn es Gefahr für ihn gab, so war sie ihm lieber als die Stille, welche sein Lager daheim umgab, eine Stille, welche die Erinnerung wecken, aber nicht den Schlaf befördern konnte, wie es die weiche balsamische Luft, das Rauschen in den Bäumen, der Ruf eines einsamen Vogels und das Rascheln der Eichhörnchen in den Aesten that.

Daheim schien ihn die Stille des Grabes anzuwehen, hier herrschte die erhabene Ruhe der Gottesnatur, der süße Friede ohne Beängstigung und die

duftige Poesie des Waldes. Warum sollte er dies Alles nicht begrüßen? — Warum sollte er sich hinter düstern Lehmwänden begraben und unter ein niedriges Dach kriechen, wenn sich der blaue Dom des Himmels mit seinen zahllosen Sternen über ihm wölbte, und ihn Nichts hinderte, seine Freiheit und diese erhabene Natur zu genießen?

Sein Blick fiel auf den Knaben, welcher sich so vertrauensvoll an ihn schmiegte. Etwas wie Besorgniß und Furcht beschlich ihn seinetwegen, bald aber kehrte das Gefühl seiner Kraft und das Bewußtsein seines Muthes zurück und trieb den Gast aus, der sich verstohlen bei ihm eingeschlichen hatte.

„Ich werde Dich schützen, mein Sohn! Ich werde Dich gegen jeden Feind vertheidigen!" rief er und drückte den Knaben fester an sein Herz, untersuchte dann das Zündkraut auf seinem Gewehre und schritt einem riesigen Baume zu, dessen breites Blätterdach einer zahlreichen Gesellschaft Schutz gegen die Sonnenstrahlen sowohl wie gegen ein Unwetter gegeben haben würde, um ihn als Dach zu benutzen.

Dieser Baum stand wie der Vorposten vor einem sich weithin ausbreitenden Lager hundert Schritte vom eigentlichen Walde entfernt; man genoß unter

ihm die Annehmlichkeiten, welche der Wald bietet, und hatte zugleich eine weite Aussicht über die ganze Gegend, denn es war ein kleiner Hügel, dessen Gipfel er krönte und zu dessen Füßen eine Quelle rieselte, die ihr klares Wasser in ein von der Natur geformtes Becken ergoß, damit aus ihm die Rehe, welche Rudelweise am Saume des Waldes nach Sonnenuntergang graseten, ihren Durst löschen könnten.

Unter diesem Baume hatten sich schon zwei Mal die Offiziere des Forts gelagert, als sie mit ihm zugleich einen Jagdzug unternahmen, der, wenn auch mühsam und beschwerlich, doch von außerordentlichem Erfolge gekrönt war, und man sah noch die Stelle, wo in einiger Entfernung von demselben ihr Feuer gebrannt hatte, die üppige Vegetation hatte sie nicht überwuchert.

Mit seinem Nachbar, dem Farmer, war Nicolaus ebenfalls hier gewesen, aber noch niemals allein, denn allein hatte er sich noch nicht so weit von seiner Wohnung gewagt.

Jetzt war er gezwungen, seine indianischen Decken, die er in seinem Boote in einem Kasten liegen hatte und die er mitgenommen, als sie ausstiegen — hier auszubreiten und den Kleinen zur

Ruhe zu bringen, denn er war ganz erschöpft und Nicolaus war genöthigt gewesen, ihn die letzte Meile auf Hectors Rücken zurücklegen zu lassen, was dieser sich willig gefallen ließ, da Edward zu Hause manchmal einen kleinen Spazierritt auf diese Weise machte.

Der Kleine, welcher Nicolaus bleich erschienen war, schlief, wie seine ruhigen Athemzüge ihm bald verriethen, und Nicolaus hatte sie noch nicht lange gehört, so rötheten sich auch die bleichen Wangen wieder und das Gesicht nahm den gewöhnlichen sorglosen Ausdruck an, den es zu Hause hatte.

Nicolaus war beruhigt, nahm neben ihm Platz, lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm des Baumes, schlug einen Theil der Decke um seinen Unterkörper und zog dann den Kopf des Knaben an seine Seite, um ihm eine bessere Lage zu geben.

Hector streckte sich an der Seite auf seine Pfoten nieder und schien ebenfalls Ruhe zu wünschen, nachdem er seinen Durst aus der Quelle gelöscht hatte.

Nicolaus betrachtete mit Entzücken das Bild vor sich, welches zu schildern meine arme Feder zu schwach sein würde; doch bald schweiften seine Blicke dahin, wo der Horizont begrenzt ward und wo sie ihr Ziel fanden. Die Gedanken waren ihnen gefolgt,

aber sie eilten weiter, sie durchflogen endlose Räume und verweilten bei einem Weibe, welches vielleicht im gegenwärtigen Augenblicke die ihrigen hier hatte, damit sie mit ihrem linden Wehen sanft den Schlaf auf die schweren Lider fächelten und im Traume die Bilder der Phantasie festere Gestalt gewinnen möchten.

Vielleicht betete auch jenes Weib, daß die Erinnerungen an sie freundliche und die Bilder des Traums keine quälenden sein möchten, wie die, welche sich vor ihm aufrollten.

Das Haupt des Schläfers sank auf die Brust, der Traum nahete mit geräuschlosem Schritte und verwebte die Wirklichkeit mit Bildern aus jener geheimnißvollen Welt, die wir noch nicht durchforscht haben und die doch stets unser Interesse weckt, weil sie in so genauen Beziehungen zum Leben zu stehen scheint und doch oft so phantastisch und räthselhaft ist, daß der morgende Tag einreißt, was der heutige aufbaute.

Nicolaus schlief bald so fest wie der Knabe, denn er war noch jung; die Natur forderte, nachdem sie den Schlaf erst entbehrt und die Anstrengungen des heutigen Tages seine Tyrannei noch vergrößerten,

ihr Recht, besonders als den letzten Strahlen des Tages die milde Dämmerung und dieser die Nacht folgte.

Plötzlich war es ihm, als hörte er in die Schwere seines Schlafes hinein das laute Knurren Hectors, bis es endlich in ein winselndes Bellen überging, welches stärker und schwächer ward.

„Couche!“ murmelte Nicolaus halb im Schlafe und faßte sein Gewehr fester, als wollte er es sogleich zur Hand haben.

Der Hund verstummte; der Herr schlief fester als zuvor, bis es ihm schien, als fühlte er eine Berührung in seinem Gesichte, die von der Nase des Hundes herrühre.

Mit großer Anstrengung öffnete er die Augen, Hector schoß mit fürchterlichem Geheul nach dem Walde, kam jedoch schon nach einigen Augenblicken zurück, zerrte ihn an den Kleidern und rannte dann immer lauter heulend wieder denselben Weg vorwärts, bis die Töne sich entfernten und endlich vom Walde verschlungen wurden.

Nicolaus ward jetzt vollständig munter, machte sich zum Schusse fertig und spähete nach einem Gegenstande, den er auf's Korn nehmen sollte, wie

ihm der Hund angedeutet hatte; aber er sah Nichts und die Stimme des Hundes verlor sich im Walde immer mehr, bis er sie zuletzt gar nicht hörte.

„Ich muß ihm folgen," murmelte er, „dort ist der Feind."

Ehe er fortschoß, fiel ihm der Knabe, dessen Schlaf ein sehr fester sein mußte, da er sich nicht rührte, obschon der Lärm des Hundes hätte einen Todten aufwecken können, ein. Was sollte er mit ihm anfangen?

Er neigte sich besorgt zu ihm nieder; aber, o Himmel! — der Knabe war verschwunden, und entweder hatte ihn ein Panther fortgeschleppt oder ein Wilder sich seiner bemächtigt.

Jetzt erst ward ihm klar, weßhalb ihn der Hund geweckt hatte, weßhalb er dem Walde zustürzte. Jetzt standen auch die Scenen deutlich vor seinem geistigen Auge, die er halb im Schlafe wahrgenommen hatte: der heranschleichende Feind und die Angst des wachsamen Hundes, als er sah, daß sein Herr nicht zu erwecken war und ihm sogar befahl, zu schweigen, als billige er den Raub, der vorgenommen werden sollte.

Fast lähmte Schreck und Bestürzung die That-

kraft Nicolaus', der Gedanke an die Gefahr des schutzlosen Kindes gab ihm allein seine Besonnenheit und seine Kräfte wieder, und kaum den Boden berührend, flog er dem Walde zu, in welchem der Feind mit seinem Opfer verschwunden war.

Hier stand er jedoch völlig rathlos, denn die Stimme des Hundes hörte er eben so wenig mehr, wie er bei der Dunkelheit die Spur des Feindes verfolgen konnte; ja es war nicht einmal hell genug, um außer dem Walde zu entdecken, ob es ein Panther war, welcher seine Tatze auf dem feuchten Grase abgedrückt, oder die leichten Mocassins eines Indianers, die das Gras ein wenig niedergetreten hatten.

Ein Gedanke stieg in ihm auf: er wollte den Hund zu sich rufen, vielleicht gelang es seinem Instincte, zu leisten, was einem Menschen unmöglich war; aber noch zauderte er, denn es war möglich, daß der Hund der einzige Beschützer des Kindes, der einzige Angreifer seines Feindes, der einzige Freund des armen von Todesangst geschüttelten Wesens war.

Nicolaus selbst stand mehr als Todesqualen aus, denn nur seine Träumerei bei der Abfahrt und seine Sorglosigkeit hier hatte das Kind in diese

gefährliche Lage gebracht, und er stand da und konnte wenigstens für den Augenblick Nichts thun, wenn er den Hund nicht rief; nicht dem Kinde zu Hilfe eilen, er mußte ihn also rufen.

Sogleich erscholl ein lauter, gellender Pfiff in den stillen Wald hinein, der sich in kurzen Zwischenräumen wiederholte. Scheu flatterten die Vögel auf, deren Nachtruhe gestört ward, man hörte ein Knistern und Knacken in den Aesten und Zweigen der Bäume, welches verrieth, daß die kleinen Vierfüßler eben so gut auf ihrer Hut waren; aber der Hund kehrte nicht zurück, obgleich ihn sein Herr nochmals rief.

Nicolaus versuchte jetzt, von seiner Verzweiflung vorwärts getrieben, in den Wald einzudringen, er durchbrach die dichten Schlingpflanzen, welche von Stamm zu Stamm ihre malerischen Gewinde schlangen, er hieb und trat das Unterholz nieder, scheuchte harmlose Thierchen auf und kam nicht vorwärts, bis er sich endlich mit Mühe wieder herauszuarbeiten strebte und mit den Händen den Weg zu fühlen versuchte, den er sich so eben gebahnt und welcher der einzige war, auf dem er zum Baume zurückkehren konnte.

Er erreichte ihn endlich, setzte sich an seinem

Stamme nieder und wartete, bis der Mond aufgehen würde, um beim bleichen Schimmer desselben vielleicht eine Spur zu finden; dabei schaute er aufmerksam um sich und ließ sein gellendes Pfeifen immer wieder erschallen, denn er war überzeugt, daß der Hund zu ihm kommen würde, wenn er nicht getödtet worden war.

Endlich stieg der Mond herauf und beleuchtete den weiten Plan bis zum Flusse hin, der wie ein flüssiger Silberstreifen in seinem Lichte schimmerte.

Der Farmer musterte nochmals die ganze Gegend, er neigte sich auf den Boden nieder und rutschte auf den Knieen hin, aber er sah Nichts, was ihm einen Anhaltepunkt in seinen Muthmaßungen gegeben hätte, denn er war daheim kein so geübter Jäger gewesen, daß seine Sinne durch das edle Waidwerk geschärft und sein Auge geübt worden wäre, da er ja erst, seit er in Amerika war, anfing, auf alle die Kleinigkeiten zu achten, welche dem Jäger jener Regionen so wichtig sind und von deren Vorhandensein er in Europa hinter seinem Pulte keine Ahnung hatte.

In der kurzen Zeit seines Aufenthalts in der Nähe des Urwalds an der Grenze der Prairie hatte

er schon viel gelernt, und ein Trapper würde mit seinen Fortschritten zufrieden gewesen sein; aber wie wenig war dies, um ihn im gegenwärtigen Falle zu unterstützen!

Seine Unfähigkeit einsehend, war seine letzte Hoffnung der Hund; aber wenn er nicht bald erschien, war es auch mit seiner Hilfe zu spät, denn der Feind hatte entweder seine Beute vernichtet oder weit fortgeschleppt.

Endlich sah er, daß sich Etwas langsam dem Baume vom Walde her näherte, ein freudiger Schreck durchzuckte ihn, es mußte Hector sein; aber dieses schwerfällige Schleichen war nicht Hectors Gewohnheit und Nicolaus legte an, um Feuer auf dieses sonderbare Thier zu geben, welches in der täuschenden Beleuchtung ihm bald ein Bär, bald ein Prairiewolf zu sein schien, von welchen Thieren ihm sowohl die Offiziere des Forts, wie seine Nachbarn erzählt hatten.

Es war noch nicht nahe genug gekommen, um es sicher treffen zu können, und er wartete mit seinem Schusse noch einige Minuten, da er sah, daß es wirklich der Hund war, welcher sich nur mit der größten Anstrengung weiter schleppte.

„O, mein Gott! er ist verwundet,“ stöhnte Nicolaus, warf sein Gewehr weg und ging seinem Freunde entgegen, der sich winselnd zu seinen Füßen wand und dessen Schnauze blutete und dessen Rücken dicht bei den Hinterbeinen zerschmettert schien.

Nicolaus streichelte und betastete das treue Thier, legte liebkosend seinen Kopf an den seinen und spähete, ob an irgend einer Stelle das zottige Fell vom Zahne eines Raubthiers zerrissen war oder ob ein Panther seine Klaue ihm in's Fleisch gedrückt hatte.

Dies war nicht der Fall, vielmehr schienen seine Schmerzen von Schlägen mit einem schweren Gegenstande herzurühren und diesen konnte nur ein Mensch geführt haben, dies war klar, und die Menschen waren jedenfalls Indianer, denn welcher Weiße sollte sich hierher verirren, um einen kleinen Knaben zu stehlen, von dessen Anwesenheit er nicht einmal Etwas wußte!

Also Indianer waren die Räuber, davon war Nicolaus überzeugt; er war aber auch eben so fest überzeugt, daß eine Verfolgung derselben in der Nacht und von ihm allein unternommen nutzlos sein würde,

da alle Vortheile auf ihrer Seite und die Schlauheit ihre stärkste Waffe war.

Froh, daß das Kind nicht in die Klauen eines Raubthiers gerathen war, beschloß er, langsam mit seinem Hunde der nächsten Farm zuzuwandern, die nicht blos näher als seine Wohnung, sondern auch von Leuten bewohnt war, die ihm Rath geben konnten, welche Schritte er zur Wiedererlangung des Kindes thun müsse.

Der Wunsch, dasselbe so bald als möglich zu befreien, trieb ihn rasch vorwärts, sein keuchendes Thier hielt ihn jedoch auf, und obgleich dies neue Farmhaus nicht sehr weit entfernt von dem Baume lag, so brach doch schon der Morgen an, als er es erreichte, und die Mädchen waren schon beschäftigt, ihre Kühe zu melken.

Nicolaus trat rasch ein, Hector folgte ihm winselnd in einer Entfernung von hundert Schritten, seine Kräfte waren erschöpft.

Nach einem kurzen Gruße theilte Nicolaus seinem Nachbar ohne Umschweife sein Unglück und seine Verlegenheit mit, und sein Schmerz war ein so gewaltiger, daß sowohl dem braven Farmer die Thränen über die Wangen liefen wie ihm, und

die Frau unwillkürlich ihr jüngstes Kind an ihr Herz drückte, als wollte sie es vor einem solchen Unglücke bewahren.

„Das ist eine schlimme Geschichte, Herr!" sagte endlich der Farmer, „und das Kind ist bei den Wilden nicht viel besser aufgehoben als in dem Rachen eines Panthers; denn selbst wenn wir den Willen hätten, sie zu verfolgen, so würde uns dies doch nicht gelingen, da sie einen zu großen Vorsprung haben und wir nicht wissen können, wo sie gegenwärtig ihr Lager aufgeschlagen haben und welchem Stamme sie angehören."

„Im schlimmsten Falle können wir uns doch Hilfe vom Fort erbitten," bemerkte Nicolaus.

„Wir können es und es ist möglich, daß es den Soldaten gelingt, die Räuber einmal zu züchtigen; aber vielleicht nicht jetzt, und den Knaben werden Sie schwerlich wieder bekommen."

„Was?" rief Nicolaus und taumelte an die Wand. „Was? Sagen Sie im Ernste, ich kann den Knaben nicht wieder bekommen?"

Der Farmer zuckte die Achseln.

„Dann will ich sofort nach Hause und von dort zu dem Commandanten; blos weil ich Zeit zu

ersparen hoffte, kam ich erst zu Ihnen und hoffte mit Ihrer Hilfe das Kind zu befreien, denn jede Stunde ist werthvoll!" rief Nicolaus und hatte schon den Drücker der Thür in der Hand.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, lieber Herr," bat die Frau des Farmers, „vielleicht kommt meinem Manne doch ein guter Gedanke."

Der Deutsche drehete sich wieder herum.

„Sie hätten nicht im Freien bleiben sollen, wenn es Nacht ward, und wären in Ihrem Boote sicherer gewesen als in der Nähe des Waldes, dies habe ich Ihnen ja oft und dringlich empfohlen, denn so lange Sie nicht Weg und Steg kennen wie ein Trapper —"

Der Mann hielt plötzlich inne und sagte wie von einem Blitze erleuchtet: „Ein Trapper könnte am Ende den Jungen wiederherschaffen, er allein ist im Stande, die Spur der Indianer aufzufinden und sie zu überlisten, denn mit Gewalt ist's Nichts, wenn wir nicht in großer Zahl anrücken können."

„Aber wo sollen wir einen Trapper hernehmen? In meinem Hause ist noch keiner gewesen und im Freien hat mir noch keiner begegnet, obschon man behauptet, sie stellten den Bibern nach."

„Mister Davies kommt jährlich einige Male zu mir, um seine Felle bei mir niederzulegen, die ich dann, wie Sie wissen, gegen andere Waaren austausche, wenn das Schiff kommt, und für welche ich ihm Lebensmittel und andere Dinge gebe, und er ist gestern wieder hier angekommen und liegt in meiner Scheune auf seinen Fellen. Ich werde ihn wecken, ihm Ihren Fall vortragen und sehen, was er meint.“

Die Wirthin des Hauses bot artig ihrem Gaste einen Stuhl, und da sie eben die Mägde mit der frischgemolkenen Milch kommen sah, so bot sie ihm einen reinlichen Blechtopf voll an, die der Ermattete auch mit großem Behagen trank, obgleich er vor Jammer hätte vergehen mögen, denn ein brennender Durst quälte ihn.

Nach wenig Augenblicken trat der Farmer mit einem Wesen ein, welches Nicolaus unmöglich für einen gebildeten Christenmenschen halten konnte, denn seine Kleidung sowohl wie der Ausdruck seines wilden Gesichts schien ihn noch *unter* die Indianer zu stellen, und er glich eher einem der Thiere, denen er nachstellte, als einem vernünftigen oder wohl gar

intellectuellen Wesen, und stierte den Fremden wie im Blödsinn an, ehe dieser das Wort an ihn richtete.

Ganz in ein Gemisch der buntesten Felle gekleidet, aus denen die braune Brust neugierig hervorlugte, mit harten, spitzen Zügen, die eine Kruste von Schmutz fast unkenntlich gemacht hatte und ein wilder Bart von ungewisser Farbe halb verdeckte, stand dieses Wesen, welches der Farmer so artig war, mit Mister Davies anzureden, vor dem jungen Europäer, ohne sich zu verneigen oder seine Pelzkappe zu rücken.

Die jungen und noch sehr schwachen Hoffnungen erstarben sofort beim Anblicke dieses Mannes, der seine Länge fast um einen Kopf überragte und so mager war, daß es schien, als habe die Sonne das Fleisch gleich an den Knochen gedörrt und dabei zugleich Herz und Gefühl mit geröstet. Nicolaus hielt es nicht für der Mühe werth, die Unterhandlungen zu eröffnen, sondern schickte sich zum Gehen an, ohne diesen Menschen eines Wortes zu würdigen.

„Wollen Sie nicht mit diesem Manne sprechen?" fragte der Farmer deutsch. „Er allein ist im Stande, Ihnen Ihren Knaben zurückzubringen und vielleicht auch Ihren Hund zu curiren."

Nicolaus schüttelte traurig den Kopf, was den ersten Dienst betraf; hinsichtlich des letzteren hatte er jedoch mehr Vertrauen. Deßhalb lockte er den Hund herbei, ließ ihn untersuchen und von diesem seltsamen Heilkünstler verbinden, wenn dieser sich dazu verstehen wollte.

„Die Indianer haben ihm tüchtig zugesetzt," sagte der Trapper, „ich werde Ihnen meinen Balsam holen und der Hund wird, wenn Sie ihn anwenden, bald gesund sein!"

„Das ist gut, doch was meinen Sie zu der Rückkehr des Knaben?" fragte Nicolans jetzt mit größerem Vertrauen. „Können Sie ihn zurückbringen?"

„Ob ich kann?" fragte der Jäger mit ungeheurem Gelächter, „Sie fragen mich, ob ich dies kann? Fragen Sie mich lieber, ob ich will — wenn nämlich der Junge noch lebt."

Ein Schauder rieselte durch den Körper des Geängstigten, als er an die Möglichkeit dachte, daß die Hilfe für den armen Knaben zu spät kommen könne. Die Angst raubte ihm fast die Sprache und er sah den Mann mit seinen schönen beredten Augen

flehend an, so flehend, daß ein Anderer dieser Bitte nicht hätte widerstehen können.

In dem Gesichte des Halbwilden ging keine Veränderung vor, er maß blos den Mann, der vor ihm stand, mit seinen kleinen tiefliegenden Augen; denn von dem, was er bieten würde, sollte es abhängen, ob er sich zur Uebernahme des Geschäfts verstehen würde, und nur als ein Geschäft betrachtete er das, was wir eine gute Handlung nennen würden.

„Mister Davies," mengte sich endlich der Farmer ein, „wenn Sie dem Herrn seinen Sohn wiederbringen, so zweifle ich nicht, daß er Ihnen ein Stück von seinem geklärten Lande anweisen und Ihnen die Erlaubniß geben wird, sich ein Haus zu bauen und auf seinem Grund und Boden zu wohnen. Sie haben dann eine Heimath und sind ein freier Bürger der Vereinigten Staaten."

„Dies wäre schon Etwas, aber es ist nicht genug, denn es ist eine gefährliche Expedition und erfordert mehr Zeit als einen Biber zu fangen."

„Nun, der Herr wird seinen Leuten Befehl geben, daß sie Ihnen beim Bau Ihres Hauses helfen, und wenn Sie in dasselbe einziehen, erblicken Sie

vielleicht auch an einer der Wände ein Gewehr, welches bedeutend besser ist als das Ihre, welches seine Dienste gethan zu haben scheint."

Der Trapper sah Nicolaus fragend an, und dieser nickte zur Zustimmung, denn er hätte ihm gern Alles gegeben, was er besaß, wenn er ihm nur das Kind wiederbrachte.

„Dann," fuhr der Farmer fort, „nimmt er auch die Sclavin, welche ihrem grausamen Herrn entfloh, bis Sie zurückkehren, in seinen Dienst und wird nicht zugeben, daß ihr ein Leid geschieht. Wenn Sie zurückkehren, ist sie Ihre Frau, und Sie haben auf Ihre alten Tage eine Heimath und eine Familie so gut wie wir Farmer; denn wenn auch Fallenstellen und Schlingenlegen für die Jugend verlockend ist, für das Alter ist ein sicheres Nest besser."

„Nun dann, Herr! schützt mein Weib, laßt mir eine Hütte bauen, wenn ich zurückkehre, und Ihr sollt Euren Knaben haben, wenn sie ihn nicht bereits tödteten."

Der Trapper holte ein kleines canadisches Pferd von der Weide, packte seine Geräthschaften und seinen Proviant auf, stellte eine ziemlich junge, hübsche und

kräftige Negerin, die gegen ihren Willen aus der Scheune herbeigeholt ward, ihrem vorläufigen Herrn vor und trabte nach einer kurzen Unterredung dem Baume zu, den ihm Nicolaus beschrieben hatte und den man weithin erblickte; denn von hier aus mußte er seine Forschungen beginnen, wenn er die Spur der Indianer erhalten wollte.

Nicolaus machte sich, nachdem er eine kleine Mahlzeit eingenommen hatte, mit seiner neuen Dienerin und seinem kranken Hunde ebenfalls auf den Weg und traf, als er kaum die Hälfte des Flusses sein Boot hinabtreiben sah, seine beiden Diener, die, ängstlich über sein langes Ausbleiben, ihm entgegengegangen waren.

An ihren bestürzten Mienen sah er sogleich, daß sie sehr wenig Vertrauen auf das Gelingen der Expedition setzten, denn ihrer Meinung nach war unrettbar verloren, was den Indianern in die Hände fiel.

Nicolaus begann tief bekümmert sich seinen gewöhnlichen Beschäftigungen wieder hinzugeben, denn er bedurfte der Thätigkeit, wenn er seinem Kummer nicht unterliegen sollte, der ihn um so mehr niederdrückte, da er sich den Vorwurf der

Sorglosigkeit und des Leichtsinns machte; einen Vorwurf, der deßhalb weit schwerer auf ihm lastete, da das Kind anvertrautes Gut war, über dessen Verwaltung er jeden Tag zur Rechenschaft gezogen werden konnte.

Die Negerin war ein stilles, unterwürfiges Wesen, die sich ihm nützlicher machen konnte als er anfänglich erwartete. Sie war bei dem Herrn, dem sie entlief, weil sie eines kleinen Vergehens wegen hart gezüchtigt werden sollte, Haussclavin gewesen und kannte deßhalb alle die Beschäftigungen, die in der Hauswirthschaft vorkommen.

Zu jeder andern Zeit würde Nicolaus dankbar für diese Acquisition gewesen sein, denn eine Lücke in seinem Hauswesen, die sich ihm oft fühlbar machte, ward durch das Walten eines weiblichen Wesens ausgefüllt, wenn dasselbe auch nur einen geringen Grad von Bildung besaß; aber doch blickte er mit Sehnsucht der Zeit entgegen, wo der Trapper wieder zurückkehren würde, um ihm Zara zu entführen, denn dann erhielt er doch eine Nachricht.

Fünftes Kapitel.

Nachrichten.

Seit dem Verschwinden des Knaben waren zwei Monate vergangen und noch hatte der Trapper keine Nachricht gebracht, ob er lebe, und Nicolaus sah der Rückkehr Edward's mit bangem, klopfendem Herzen entgegen.

Ueberdies sehnte er sich auch nach dem Knaben, dessen bittende Augen er wachend und träumend vor sich sah, wie sie ihn anflehten, ihn aus den Händen der Wilden zu befreien.

„Wahrscheinlich haben sie den Trapper getödtet, sonst müßte er bereits wieder da sein," sagte er zu seinem Knechte; „mache das Boot flott, ich will nach dem Fort und den Commandanten bitten, mir einige

Soldaten mitzugeben, und mich dann selbst auf den Weg machen."

Der Knecht gehorchte, und ehe eine Viertelstunde verging, schwammen sie lustig der kleinen Festung zu.

Der Commandant hörte die Meldung unwillig an und erwiderte, nachdem er seine Theilnahme versichert hatte:

„Meine sämmtlichen Soldaten können Ihnen nicht so viel nützen wie dieser eine Mann, wenn er seinen Auftrag gewissenhaft ausführt, denn den Indianern ist weniger durch Gewalt als durch List beizukommen, und die List wird ein Mann ausführen, der sie genau kennt und theilweise unter ihnen gelebt hat. Trotzdem dürfen Sie sich aber nicht zu sanguinischen Hoffnungen hingeben, denn er kann zu spät gekommen sein."

„O mein Gott! Ist dies Ihr Ernst?" stöhnte Nicolaus.

„Allerdings; doch so viel kann ich Ihnen versichern, daß wir furchtbare Rache nehmen werden, wenn dem Kinde ein Haar gekrümmt worden ist, und um die Halunken zu züchtigen, sind wir auch mächtig genug, denn der Trapper wird uns ihren Schlupfwinkel schon angeben können."

Nicolaus begrub sein Gesicht in die Hände und heiße Thränen rannen über die bleichen, abgehärmten Wangen.

„Muth, mein Freund, vielleicht erhalten Sie bessere Nachrichten, und wenn wir wissen, daß das Kind noch lebt und wo die Indianer stecken, dann werden wir es ihnen schon abjagen."

Nicolaus gab keine Antwort; sein Inneres war der Tummelplatz der verschiedensten Empfindungen, von denen die einen immer peinlicher waren als die andern; denn Schmerz und Kummer über das jedenfalls harte Schicksal des hoffnungsvollen Knaben, Reue über seinen Egoismus und seine Sorglosigkeit, Sehnsucht nach dem Anblicke des lieben Antlitzes und Furcht vor der Verzweiflung seiner Angehörigen, bestürmten ihn zugleich und beherrschten ihn in so hohem Grade, daß er die Fassung verlor, welche der Mann in jeder Lage des Lebens behaupten soll.

„Was hilft mir die Rache," murmelte er endlich, „wenn wir ihn verloren haben?"

„Ihnen kann sie allerdings Nichts nützen, aber trotzdem müssen die feigen Verräther gezüchtigt werden, die unsere Geschenke annahmen, uns veranlaßten,

die Friedenspfeife mit ihnen zu rauchen, und so schnell ihre Verträge brachen."

„Welche Motive mögen sie nur bei dieser Handlungsweise geleitet haben?" fragte Nicolaus, sich endlich wieder aufraffend und den Offizier forschend betrachtend.

„Darüber habe ich auch schon nachgedacht, und wenn ich nicht wüßte, daß der Kleine nur der Sohn eines armen Touristen ist, wie Sie mir sagten, der froh war, sich seiner auf passende Weise entledigen zu können, so möchte ich fast an Bestechung glauben; denn die Indianer, die uns recht wohl kennen, würden blos um ihres eignen Vergnügens willen so Etwas nicht unternehmen, so groß auch die Freude sein mag, wenn sie ihren Unterdrückern, wie sie uns nennen, einen Streich spielen können."

„Bestechung, meinen Sie, könnte im Spiele sein?" fragte der Gast heftig. „Sie glauben, die Indianer sind nur Werkzeuge?"

„Sie könnten es sein, wenn nämlich Jemandem an dem Verschwinden des Kindes gelegen sein müßte."

Nicolaus ward nachdenklich, und der Oberst fuhr fort:

„Nur zwei Gründe halte ich für wichtig genug,

um die schlauen Indianer zum Bruche ihrer Verträge zu bewegen; die Rache an dem einzelnen Individuum oder eine Aufforderung von Jemand, der sie gut bezahlt, wenn sie ihm dienen."

„Die Rache, sagen Sie? Ich habe sie nicht beleidigt, sie können also auch keinen Grund zur Rache haben."

„Dann muß Jemand ein Interesse an dem Kinde nehmen, welches Sie nicht kennen."

Nicolaus schüttelte den Kopf und verabschiedete sich mit dem Versprechen, sofort Nachrichten nach dem Fort geben zu lassen, sobald sich irgend Etwas in Bezug auf diese Angelegenheit ereigne und er ihrer Hülfe bedürfen würde.

Als die Wellen das Boot langsam dahin trugen und Nicolaus auf ihrem Rücken schaukelten, legte sich der Sturm seiner Gefühle, und sein Nachdenken, durch die Worte des Offiziers angeregt, ward schärfer.

Der schlichte Reisende schien ihm plötzlich ein Mann zu sein, dem eine Vergangenheit angehörte, die nicht mit seiner Gegenwart übereinstimmte. Uebrigens, wer konnte leugnen, daß in der Haltung des Reisenden sowohl, wie in dem Tone, in welchen er mit seinem Neger eben so wie mit seinem Führer

und Diener sprach, Etwas lag, was bewies, daß er gewöhnt war, nicht blos zu befehlen, sondern auch seine Befehle respectirt zu sehen!

Alles, was ihn umgab, zeigte von Eleganz und Reichthum, von seinem feinen Jagdanzuge an bis zu der Decke, auf welcher er ruhte, wenn seine müden Füße ihn nicht weiter trugen; von der feinen Wäsche an bis zur mit Brillanten verzierten Uhr.

Die Geräthschaften, welche er bei sich führte, sowohl wie seine Waffen waren kostbar, er sprach das Englische gut und das Französische elegant, ja sogar das Deutsche ganz richtig, und Nicolaus wußte wirklich nicht genau, welcher dieser drei Nationen ein Mann angehöre, der es vielleicht blos für seine Pläne nützlich fand, zu sagen, er sei ein Engländer, als ihn der Handelsmann an Bord seines Schiffes aufnahm.

Auch der Knabe selbst schien ihm durchaus nicht von englischer Abkunft zu sein, und die Schilderungen, die er von seiner früheren Wohnung und der Frau entwarf, die ihn umgeben, ehe er die Reise antrat, schienen ihm eher ein französisches Gepräge zu tragen, als das der amerikanischen Staaten.

Vielleicht gehörte er einer der Creolenfamilien

an, die so zahlreich in den südlichen Staaten anzutreffen sind, und wenn dies der Fall war, so konnte der Commandant die Wahrheit gesprochen haben, wenn er behauptete, die Indianer handelten im Auftrage anderer Personen.

Vielleicht sollte der Knabe durch sie den Seinigen zurückgegeben werden, denen er geraubt worden war, und seine Besorgnisse hinsichtlich der Sicherheit und der Behandlung waren vielleicht ungegründet. Doch wer gab ihm hierüber Gewißheit? — Konnte nicht eben so gut das Kind durch den Fremden einer gefährlichen Lage entrissen und ihm blos deßhalb übergeben worden sein, um ihm einen sichern Zufluchtsort zu gewähren, da derselbe eine Zärtlichkeit und Sorgfalt für den Knaben entwickelte, wie sie kein Feind heucheln konnte?

Alle diese Betrachtungen stellte er jetzt erst an; sie dienten jedoch nicht dazu, ihn zu beruhigen und aufzuklären, und er ward immer verwirrter, seine Pein nahm in dem Grade zu, wie die Entfernung zwischen seinem Häuschen geringer ward, und er hemmte, ohne zu wissen warum, den raschen Schlag seiner Ruder, als er in die Nähe der Heimath kam, die so friedlich hinter der Pallisadenwand vor ihm lag.

Endlich bog der Kahn um eine Landspitze, denn der See machte hier eine Biegung. Seine Farm ward sichtbar und in der Thür der hohen Pallisadenwand, welche die ganze Besitzung einzäunte, lehnte ein Mann, dessen Anblick sein Blut zu Eis gerinnen ließ. —

Es war der Reisende, dessen hohe elastische Gestalt schon von Weitem sichtbar war, und auf dessen Gewehrläufen die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen spielen ließ.

Kaum hatte sein scharfes Auge den kleinen Nachen erkannt, so schritt er dem Ufer zu, in seinen schönen intellectuellen Augen flammte der Zorn, um seinen Mund jedoch hatte sich Schmerz und Kummer gelagert, aber seine Haltung war drohend und entschlossen.

„Mein Herr!" rief er in Deutscher Sprache, „wo haben Sie den Knaben, den ich Ihnen übergab? Ich bin gekommen, um Rechenschaft von Ihnen zu fordern, wie Sie ein Vertrauen ehrten, welches mir Ihre ganze Erscheinung einflößte."

Seine Hand lag bei diesen Worten auf den Drückern eines sechsläufigen Revolvers, den er Nicolaus, der noch im Kahne stand, vorhielt, und seine

Haltung sowohl wie seine Mienen drückten Entschlossenheit aus.

„Sobald ich das Boot befestigt haben werde, mein Herr, will ich Ihnen Rede stehen," erwiderte der Farmer und bemühte sich, die Kette des schaukelnden Fahrzeugs um einen Baum zu schlingen, und verweilte länger bei dieser Beschäftigung, weil die Röthe des Zorns, welche auf seinem Antlitze lag, sich erst verlieren sollte.

Der Hund, welcher ebenfalls seinen Herrn begleitet hatte, sprang heraus, rannte ohne Befehl um den Fremden herum, und seine Tatzen auf dessen Schultern legend, riß er ihn nieder, ehe dieser es erwartet hatte. Das Gewehr entlud sich, jedoch ohne Schaden anzurichten, und Nicolaus beeilte sich, den Hund von seinem Opfer hinweg zu rufen, ehe er ihm ein Leid zufügte.

Rasch sprang Nicolaus an's Land, half ihm beim Aufstehen und sagte dann in festem Tone:

„Mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich eine Strafe verdiene, weil ich nicht klug und gewandt genug war, um ein Kleinod zu behüten, welches Sie mir anvertraut hatten, so werde ich mich derselben nicht entziehen, kann Ihnen aber die Versicherung

geben, daß ich nicht mehr Kummer über diesen Vorfall empfunden haben könnte, wenn der Kleine mein eigner Sohn wäre."

Der Fremde ließ sein Jagdmesser, welches er aufgenommen hatte, wieder sinken und entgegnete:

„Sie haben also wirklich mit seinen Feinden keine gemeinschaftliche Sache gemacht?"

„Mit seinen Feinden? Kann ein so zartes Kind schon Feinde haben?" fragte er.

„Das Kind hat dieselben Feinde, welche seine Eltern verfolgen, und es sind hartnäckige Geschöpfe."

„O mein Gott!" rief Nicolaus, „so werden wahrscheinlich alle Anstrengungen, ihn wieder zu erlangen, vergebens sein und man hat ihn am Ende schon getödtet."

Der Fremde ward sehr bleich, sagte aber nach kurzem Nachdenken entschlossen:

„Ich werde mich, nachdem Sie mich verproviantirt haben, morgen vor Sonnenaufgang schon auf den Weg machen und so lange nach dem armen kleinen Edward forschen, bis ich Gewißheit über sein Schicksal habe. O meine arme theuere Margarethe," setzte er leiser hinzu, „welch' ein neuer furchtbarer Schlag ist dies!" und er ging händeringend auf und

ab und schien ganz vergessen zu haben, daß die Ausbrüche seines Schmerzes einen Zeugen hatten.

Dieser Zeuge litt jedoch mehr als der junge Mann selbst leiden konnte, denn die Mittheilungen des Fremden und namentlich die Hindeutung, daß eine schon vom Schicksale hart geprüfte Mutter um den Knaben weine, erhöhten die Folterqualen desselben, und er schlich sich verstohlen in sein Haus, um in dem Zimmer, welches seine Bücher und andere werthvolle Dinge enthielt, und welches außer ihm Niemand betreten durfte, sich abzuschließen, damit seine peinlichen Gefühle ungestört über ihn die Geißel schwingen könnten.

Er war jedoch noch nicht lange hier, so ward leise geklopft. Er öffnete sofort und sein Gast trat ein und fragte an, ob er ihn vielleicht auf seinem Zuge gegen die Indianer begleiten wolle.

Gern willigte er ein, und da er nicht wissen konnte, ob er jemals wieder hierher zurückkehren würde, so ordnete er seine Papiere, schrieb ein kurzes Lebewohl an die Seinen daheim und sandte diese Papiere, sowie alle seine werthvollen Sachen mit einer kurzen Notiz und der Bitte, den Knaben, falls ihn der Trapper noch zurückbringen sollte, so lange

zu behüten, bis er ihm Nachricht geben würde, wohin er ihn schicken solle, an den Commandanten des Forts, überzeugt, daß dieser dann Nachforschungen nach ihnen anstellen würde, wenn er nach einiger Zeit keine Nachrichten von ihnen erhielte, und sie rächen würde, wenn sie die Indianer getödtet hätten.

Der Fremde schrieb ebenfalls einen Brief und legte ihn zu dem des Wirthes, jedoch ohne dem Letzteren seinen Inhalt mitzutheilen. Derselbe war an den Commandanten adressirt, der ihn nur in dem Falle öffnen sollte, daß sie nicht zurückkehrten.

Noch in derselben Nacht mußten die beiden Diener die Briefe und Sachen nach dem Fort schaffen und hatten Befehl, sobald sie ihre Geschäfte abgethan hätten, zurückzukehren, weil das Boot die Reisenden eine Strecke auf dem Flusse hinbringen sollte, da sie die Reise auf diesem Wege schneller zurücklegen würden als zu Lande auf weiten Umwegen.

Der Fremde, der sich Dawson nannte, besaß einen Compaß und eine Karte, die er während seiner ganzen Reise zuverlässig gefunden hatte, und nach derselben hoffte er auch die Indianerstation aufzufinden, die der Aufenthaltsort des Kindes sein mußte, wenn er sich nicht täuschte, und da ohnedies die

Flüsse seine Anhaltepunkte sein mußten, so war es bequemer, so weit dies möglich war, zu Wasser zu reisen.

Während Nicolaus seine beiden Diener nach dem Fort geschickt hatte, mußte der Dawsons nach der Farm hinüberreiten und den Farmer holen, mit welchem Nicolaus ebenfalls sprechen wollte, ehe sie ihre Reise antraten; denn eines Theils mußte man seinen guten Rath in verschiedenen Dingen einholen, andern Theils die Oberaufsicht über die Farm, welche Nicolaus gehörte, übergeben, da nur ein Mann und die Negerin auf derselben zurückbleiben konnten, weil Nicolaus den Mulatten, welcher Dawson noch mit auf seiner Reise begleitete, als er in der Farm ankam, und welchen er als Diener bei sich behalten hatte, jetzt mitnehmen wollte.

So nöthig daher derselbe auf der Farm auch immer gebraucht werden konnte, so konnte ihn sein jetziger Herr doch nicht zurücklassen, da er recht wohl wußte, wie nöthig ein Paar gut bewaffnete Arme mehr werden konnten.

Der fremde Farmer versprach seinen Beistand in der Abwesenheit seines Nachbars und begleitete die kleine Reisegesellschaft, die jetzt aus Dawson und

seinem Neger und dem andern Diener, welchen er bei sich hatte und der ihm als Führer diente, aus dem Farmer mit seinem Diener und Hector bestand, während des Farmers zweiter Diener, welcher den Kahn wieder zurückbringen sollte, sie so weit in demselben ruderte, wie sie der Richtung des Flusses folgen konnten.

Die Negerin blieb also allein in der Nicolaus gehörigen Farm; sie verrieth jedoch weder Furcht noch Unruhe, und schloß die gut mit Balken verwahrte Thür in der Pallisadenwand mit großem Gleichmuthe.

Der fremde Farmer stieg an der Stelle des Flusses aus, wo der Weg nach seiner Besitzung abbog, nachdem er nochmals das Versprechen gegeben hatte, das Haus zu überwachen, und bald verlor er die Reisenden und diese ihn aus den Augen, denn er verschwand zwischen den wogenden Aehren der Weizenfelder und die Reisenden hinter einer Krümmung des Flusses, dessen Ufer mit hohem Schilf und üppigen Wasserpflanzen bedeckt waren, zwischen die sich oft ein Baum eindrängte.

Es war schon Mittag vorüber, als sie sich getrennt hatten, denn jetzt, wo Nicolaus Dawson

begleitete und erst die von uns erwähnten Anordnungen hatte treffen müssen, konnten die Reisenden nicht so zeitig aufbrechen, wie dies hätte geschehen können, wenn der Engländer allein gereis't wäre. Dieser sowohl als Nicolaus selbst trieb die Ruderer an, tüchtig zu arbeiten, damit sie mit Einbruch der Nacht so weit kämen, daß sie das Boot verlassen könnten, um sich dann weiter nach Westen zu wenden, wo das Indianerdorf lag, welches, nach den Aussagen des Farmers, das nächste sein mußte.

„Wir können nicht stärker rudern, Herr!" sagte der Mulatte, „denn wir haben die Strömung entgegen."

„Rückwärts brauchst Du dafür auch gar nicht zu arbeiten, da kannst Du die Heimath schlafend erreichen."

„Schlafend, Herr?" fragte der Diener.

„Ja, rudere nur jetzt darauf los."

„Wir müssen vorsichtig sein, denn wir werden bald an einer der Stromschnellen ankommen."

Nicolaus wußte Nichts von dieser gefährlichen Stelle, Dawson hatte jedoch genau auf die Weisungen des Farmers geachtet und die Ufer beobachtet.

„Wir werden wohl thun, uns unterhalb derselben

an's jenseitige Ufer bringen zu lassen," sagte er, „und wollen uns in der Zeit nach einer Stelle umsehen, wo wir landen können; denn wenn es uns auch gelänge, das Boot über die Felsen im Flußbette wegzubringen, so könnten wir es doch nur kurze Zeit benutzen."

Alle waren damit einverstanden. Nicolaus erklärte, daß er sehr gern seiner früheren Reisen halber Dawson als Führer anerkennen wolle, da dieser ihm in jeder Hinsicht überlegen sei und sich früher schon jahrelang auf Reisen befunden habe, denn trotz des Kummers, welcher jetzt auf ihm lastete, schauten doch seine Augen hell umher und nahmen Dinge wahr, an deren Vorhandensein Nicolaus weder gedacht noch geglaubt haben würde, wenn ihn sein Begleiter nicht darauf aufmerksam gemacht und die Wichtigkeit solcher Merkmale dargethan hätte.

Die Stelle zum Landen war gefunden, denn es streckte sich ein flacher Uferrand an der Seite, an welcher sie aussteigen wollten, weit in den Fluß hinein. Von der einen Seite dieser kleinen Landzunge war der Strom ziemlich frei von Schilf, und noch ehe die Nacht ihren undurchdringlichen Schleier über die weite Prairie breitete, welche jetzt vor ihnen lag,

standen sie in dem hohen Ufergrase und suchten eine Stelle, wo sie ruhen konnten, bis der Mond aufging, der ihren Pfad beleuchten sollte.

„Würden wir nicht besser thun, wieder in das Boot zurückzukehren, bis der Mond aufgeht, da wir es einmal noch hier haben, und dasselbe bei der zunehmenden Dunkelheit, nur einen Mann an seinem Steuer, doch nicht gut weiter kann?" fragte Nicolaus schüchtern.

„Sie haben Recht, Herr Nicolaus," entgegnete Dawson; „jedenfalls sind wir im Boote sicherer als hier an einem Orte, den wir gar nicht kennen und an welchem sich seiner hohen und üppigen Vegetation halber mancher Feind verstecken kann, dessen Vorhandensein wir nicht einmal ahnen, da wir auf ein Gebiet gerathen sind, welches ich nicht kenne."

Die kleine Gesellschaft begab sich also wieder in den Kahn zurück, welcher einer Wiege gleich von den sich kräuselnden Wellen sanft geschaukelt ward und die ohnedies Ermüdeten zum Schlummer einlud, besonders da der Tag heiß gewesen und sie einer Kräftigung für den morgenden Marsch bedurften.

Es war gerade zwei Monate seit der Entfernung des Knaben, und der Mond war wie damals beinahe

noch voll, doch befanden sie sich in einer andern Gegend, denn während der Fluß weiter von Westen herkam, dehnte sich der Wald, in welchem die Indianer verschwunden waren, nach Osten hin, und es lag zwischen ihm und dem Flußufer eine weite Strecke, auf welcher sie jedoch Lerchenbäume, Rieseneichen, Tulpen= und Kastanienbäume gesehen hatten, als sie vorüberfuhren, die zwar in größerer Entfernung von einander standen, als im Walde, die aber doch manchmal Gruppen gebildet hatten, unter denen sich Schlingpflanzen wie im Walde, von Ast zu Ast oder von Stamm zu Stamm schlangen. Sie glichen Lauben von den verschiedensten Formen in ihren malerischen Windungen, oder man sah, wie sich ein Gewinde an der einen Seite hinaufzog und an der andern künstlerisch wieder hinabhing, als hätten sie die Menschen mit dem ganzen Aufwande ihrer Phantasie hervorgebracht, um diese Gegend zu schmücken.

Manche Bäume standen schon mit ihren Wurzeln im Wasser, und an vielen Stellen entdeckten sie Unterholz wie im Walde; bei alledem glaubten sie jedoch nicht, daß sie auf ihrem Wege einen wirklichen Wald zu passiren hätten, und der Trapper so wie der Farmer behaupteten, die Indianer seien nur durch den

Wald gegangen, um eine Verfolgung zu erschweren, hätten sich dann wieder nach dem Westen geschlagen, weil sie nur auf diesem Territorium sicher seien, da sich weiter nach Osten wie in der Umgegend von Ann Arbour die Civilisation schon einen Weg gebahnt hatte und neben Farmen auch schon Städte und Flecke entstanden, in welchen die Verfolger Unterstützung erlangt hätten.

Jetzt lagen Alle schweigend in dem Kahne, und sobald Stille in den Bäumen eingetreten war, sobald die Sumpfvögel schwiegen und die Frösche ihr Concert einstellten, war es Nicolaus, als höre er außer dem Geräusche, welches die Stromschnelle machte, noch das stärkere Getöse eines wirklichen Wasserfalles, und er vermuthete, daß Dawson Recht gehabt, wenn er behauptete, daß man am Besten thue, bloß bis zu der Stelle zu fahren, wo der Spiegel des Flusses noch glatt sei.

Der Schlaf hatte sich auf Alle herabgesenkt, selbst Dawson hatte ihm trotz seines Schmerzes und des Wunsches, vorwärts zu kommen, nicht widerstehen können, und da der Farmer dieses Mal fest entschlossen war, sich von ihm nicht wieder überrumpeln zu

lassen, so stand er aufgerichtet im Kahne, wie die Schildwache auf ihrem Posten.

Hector lag neben ihm, die Vorderpfoten auf dem jetzt ruhenden Steuerruder, und schaute eben so aufmerksam um sich wie sein Herr, denn er schien die Erinnerung an jene Scene noch nicht verloren zu haben, wo er verwundet und sein Liebling fortgeschleppt ward.

Endlich stieg der Mond herauf und beleuchtete mit seinem magischen Lichte die Gegend, welche den Reisenden im Glanze der untergehenden Sonne so zauberisch erschienen war, und er vergaß, in ihr Anschauen versunken, auf Augenblicke seinen alten Kummer und diesen neuen, welcher den alten fast überwältigt hatte.

Wie schön war hier die Erde, wie erhaben in ihrer Verwilderung, wie überreich in ihrem Naturzustande! O wenn er Emilien hier gehabt und mit ihr dieses Paradies hätte durchwandeln können! — Doch sie war ja für ihn verloren. Schnell bückte er sich nieder, um Dawson zu wecken und durch neue Thätigkeit diesen unerquicklichen Gedanken zu verbannen, der mit seiner bleiernen Schwere schon zu lange auf ihm gelastet und ein neues Unglück,

den Verlust des Knaben, hinter sich hergeschleppt hatte.

Dawson erhob sich rasch, denn er war gewohnt, auf seinen Reisen immer mit halb offenen Augen zu schlafen und die Gefahr abzuwenden, ehe sie wirklich da war.

Sobald er den Mond am Himmel sah, weckte er schnell den Ruderer, damit er das Boot dichter an's Land heranzöge, und sobald dies geschehen war, goß man Wasser über das Schilf und das Gras am Ufer, um die schwarzen Schlangen zu verscheuchen, deren Biß tödtlich ist, und die oft an den Flußufern lauern; dann ward das Boot ausgeladen und tanzte, lustig von der Strömung getrieben, den Fluß hinab, während die kleine Reisegesellschaft aufwärts an demselben hinging, ohne sich weiter um dasselbe zu kümmern.

Nach kurzer Zeit waren sie an der Stelle vorüber, wo sich der Fluß über Felsen hinwegwälzt und sein Bett bald breiter, bald enger, von den näher zusammentretenden Ufern gedrängt, vor ihnen im glänzenden Mondlichte schimmerte.

Lauter ward das Brausen des Wasserfalles, immer hügliger die Gegend und immer schweigsamer

die Gesellschaft; denn da Dawson der Meinung war, daß sie sich dem Indianergebiete schon so weit genähert haben könnten, daß sie entweder auf Kundschafter von ihnen, oder einzelne Jäger stoßen könnten, so hielt man es für klüger, so still als möglich vorzudringen.

Auch brauchte man die Vorsicht, Hector voranlaufen zu lassen und genau zu beobachten, überzeugt, daß er, da er zur Jagd abgerichtet war, schon den Feind ohne Lärm ankündigen würde.

Die Wanderer hatten in dieser Weise ungefähr eine Meile zurückgelegt und sich immer am Ufer des Flusses gehalten, als plötzlich der Hund, noch ehe sie den nahen Wasserfall erreichten, stehen blieb und die Ohren spitzte, dann seine Schnauze dicht auf den Boden legte, und nach einem Hügel in der Nähe zu lief, der mit Bäumen bedeckt war.

„Um Gottes willen, Nicolaus, rufen Sie ihn zurück, wenn wir ihn nicht verlieren wollen.“

Nicolaus wollte einen leisen Pfiff thun, sah aber, daß der Hund schon vorher umkehrte und auf ihn zugesprungen kam, um ihn auf Etwas auf dem Hügel aufmerksam zu machen, was er wahrgenommen hatte.

Sein Herr griff in das Halsband Hectors und hielt ihn an demselben fest, während Dawson seinem Neger zuflüsterte, den er als gewandt und stark kannte:

„Alessandro, geh' und sieh' was es ist, aber vorsichtig, nimm blos Dein Messer mit.“

Der Neger nickte und bald verschwand er den Blicken der ihm athemlos Nachschauenden und wand sich in der Nähe des Hügels auf dem Boden wie eine Schlange hin.

Nach zehn Minuten kehrte er zurück, neigte sich an das Ohr seines Herrn und flüsterte:

„Massa, es ist weißer Mann und Pferd vom weißen Mann, nicht Massa, nur weißer Mann, Jäger.“

„Am Ende ist es Dawies, der Trapper,“ rief Nicolaus freudig, „der aus dem Indianergebiete kommt und hier einen Uebergang über den Fluß sucht, da er weiter hinab überall zu breit ist, um mit dem Pferde durchzuschwimmen, und zu tief, um ihn zu durchwaten.“

„Dies wäre ein zu großes Glück,“ rief Dawson, „als daß ich es für möglich halten sollte.“

„Warum sollte es nicht möglich sein, da wir ihn schon lange zu Hause erwartet haben und ihm nur entgegen gegangen sind, weil er zu lange ausbleibt?"

Dawson war so bewegt, daß er keine Antwort geben konnte; denn wenn es der wilde Jäger wirklich war, so wußte er vielleicht schon in wenig Minuten, daß er der glücklichste Mann unter der Sonne, wenn Edward lebte, oder der elendeste war, wenn die Indianer sein Kind zu Ehren ihres Gottes geopfert hatten, was sehr leicht möglich war.

Nicolaus fragte, als er noch immer schwieg:

„Soll ich den Trapper anrufen, oder zu ihm gehen?"

„Sie dürfen Keins von Beidem, sondern wir müssen ihn umzingeln, und wenn wir so nahe sind, daß wir unsere Pistolen gebrauchen können, so wollen wir sie anlegen und ihn erst dann merken lassen, daß wir da sind, um ihn zu wecken, denn leicht könnte es ja einer meiner Feinde sein."

„Wenn es der Trapper ist, so haben wir aber doch Nichts zu fürchten, und der Neger sagte ja, es wäre ein Jäger."

„Wenn er es aber nicht ist, so kann Vorsicht Nichts schaden," sagte Dawson ruhig.

Der Farmer sah dies ein und widersprach ihm nicht.

Dawson gab schnell seine Befehle und Alle gehorchten ihm.

In wenigen Minuten war der Hügel umzingelt, und als der Trapper, der es wirklich war, in seinem Schlummer ein leises Geräusch hörte, griff er zu seinem Feuerrohre und sprang mit demselben in der Hand auf, während er rief, daß seine Stimme fast den Donner des Wasserfalles übertönte, in dessen Nähe sie sich jetzt befanden:

„Ho, ho, was ist das? Weiße Männer wollen einen friedlichen Schläfer meuchlings morden!"

„Nein, mein Freund!" rief Nicolaus schnell vortretend, „wenn Ihr es seid, so soll Euch kein Leids geschehen, doch gebt uns schnell Nachricht von dem Knaben."

„Sie haben ihn noch, die Rothhäute, aber ich habe ihn nicht befreien können, denn er soll sterben und wird scharf bewacht."

Dawson und Nicolaus stürzten einander mit einem lauten Angstrufe in die Arme und vergaßen

in dem ersten Schrecken den Trapper weiter auszufragen.

Dies geschah zu derselben Zeit, wo Clarissa Alfred glücklich pries, da sie ja keine Ahnung von seinen Leiden besaß.

Sechstes Kapitel.

Eine Ueberraschung für Henrietten.

Nachdem der Kammerjunker von Blanda mit seinem Heirathsantrage abgewiesen worden war, kehrte er traurig und niedergeschlagen nach Hause zurück und verschmähete in den ersten Tagen Speise und Trank fast gänzlich, so sehr sich die arme Karin auch bemühete, Alles schmackhaft herzustellen und zu verschiedenen Malen anzubieten.

„Sie sind krank, gnädiger Herr!" rief sie mit zitternder Stimme. „Legen Sie sich nieder und lassen Sie den Arzt holen."

„Weßhalb soll ich gegen eine Krankheit ankämpfen, da ich Niemand auf der Welt habe, der sich für mich interessirt und deßhalb auch meinen

Tod nicht beklagen würde, wenn er die Folge meines Zögerns sein sollte?"

„O, Herr!" rief Karin schluchzend, „ich bin nur Ihre Dienerin, aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich gern mein Leben opfern wollte, wenn ich Sie dadurch wieder so heiter machen könnte, wie Sie es vor Ihrer Abreise waren, wo es eine Freude war, Sie anzusehen."

Der Kammerjunker hob sie überrascht auf und sagte:

„Ist es wirklich möglich, daß Sie mehr Anhänglichkeit an mich besitzen, als man sie im gemeinen Leben findet? Kann es sein, daß Sie mich lieben?"

Karin riß sich aus seinen Armen los und eilte in ihr eigenes Zimmer, wo sie sich weinend auf ihr Bett niederwarf.

„Er kann noch fragen, ob ich ihn liebe?" flüsterte sie. „Glaubt er denn, ich würde ihm so willig mein Geld, das Vermögen meiner Kinder, gegeben, mich geweigert haben, mit meinem Manne nach Amerika zu gehen, um hier die Dienste einer Magd zu verrichten, wenn ich ihn nicht liebte; ich, die ich in das Haus meines Vaters zurückkehren konnte, ein Haus, welches mehr werth ist, als sein

Gut, und welches in einer der gesegnetsten Gegenden Bleckingens liegt?"

Sie hielt inne und fuhr nach kurzem Nachdenken fort:

„Ich fürchtete die Rache meines Gatten und meines Schwiegervaters für mich und ihn, und bin deßhalb oft mitten in der Nacht, in Wind und Wetter, vor Furcht zitternd und vor Frost schauernd, im Walde umhergelaufen und habe ihr Haus umgangen, damit sie uns nicht überrumpeln und ihm ein Haar krümmen möchten, und ich habe meinen Gatten durch die Vorspiegelung getäuscht, daß ich ihm folgen wollte, als ich ihn endlich, wie ich vermuthete, traf. Ich bin wortbrüchig geworden. Mein Vater hat es durchgesetzt, unsere gerichtliche Scheidung zu erlangen. Er dringt in mich, daß ich heimkehren soll, und droht mir mit Enterbung, wenn ich nicht komme, und ich bleibe immer noch! — bleibe blos, um ihm dienen zu können, um seinen Anblick genießen, den Ton seiner Stimme hören und die Luft athmen zu können, die er athmet. Und er fragt noch, ob ich ihn liebe; ich, die ich so gern für ihn sterben würde und so viel gelitten habe, als er abwesend war!"

Wieder brach Karin in lautes Schluchzen aus, sie hörte nicht, daß sich die Thür ihres Zimmers geräuschlos schloß, weil der Lauscher sich entfernte, der gekommen war, um sich eine Erklärung ihrer Worte zu erbitten.

Der Kammerjunker hatte jedes ihrer Worte gehört, er kehrte in sein Zimmer zurück und überdachte Karin's Handlungsweise seit seiner Ankunft und auch die seinige. Es blieb ihm kein Zweifel mehr, daß sie wahr gesprochen hatte; denn stets kalt, stolz und rauh, wie er gegen sie gewesen war, fand er sie dagegen sanft, demüthig und geduldig. Seine leisesten Wünsche waren errathen und erfüllt worden, die junge Frau hatte nur Augen für ihn, und obschon sie in Gothenburg in einer der besten Erziehungsanstalten erzogen worden war, so verrichtete sie dennoch um seinetwillen die Arbeiten einer Magd.

Niemals hatte sie ihre Liebe verrathen, niemals Wünsche an den Tag gelegt oder ihn durch ein anmaßendes Wort beleidigt. Er mußte gerührt und angenehm berührt werden, besonders da er die Entdeckung in einem Augenblicke machte, wo er sich von aller Freundschaft und Liebe verlassen glaubte.

Am nächsten Morgen brachte ihm nicht wie

gewöhnlich Karin sein Frühstück, sondern das Küchenmädchen, und auch im Laufe des Tages fand er, daß sie ihm auswich.

Als der Abend heran kam, ohne daß er sie ohne Zeugen gesehen hätte, ging er in ihr Zimmer, wo sie vor dem Ofen auf einem niedrigen Schemel saß und ihre Kinder um sie herum spielten. Sie war theilnahmlos und achtete nicht auf das Schwatzen und Lachen der Kinder.

„Karin," sagte der Kammerjunker sanft und hielt ihr seine Hand hin. „Gestern waren Sie besorgt um mich und heute haben Sie mich ganz vernachlässigt. Woher kommt dies?"

„Ach, gnädiger Herr! fragen Sie mich nicht, denn ich kann Ihnen nicht antworten."

„Wollen Sie mir nicht eine Tasse Thee bereiten und ihn mir heraufbringen? Ich bedarf dieses Heilmittels."

„Sogleich werde ich den Thee bereiten und denselben heraufschicken, wenn er fertig ist."

„Schicken wollen Sie ihn? dann werde ich bestimmt keinen Tropfen trinken, denn Sie haben mich verwöhnt, Essen und Trinken schmeckt mir nur aus Ihrer Hand."

Karin erröthete vor Freude, ihre Augen leuchteten auf und das bleiche, abgehärmte Gesicht erschien ihm in diesem Augenblicke, wie von einem Hauche der Jugend übergossen, wirklich sehr hübsch.

Nach einer halben Stunde erschien sie mit ihrem Theebrete im Zimmer des Barons, und er bemerkte sogleich, daß sie ihrer Toilette einige Minuten gewidmet hatte, als sie eintrat.

Er bot ihr artig einen Stuhl und sagte ernst und zurückhaltend:

„Nehmen Sie Platz und sagen Sie mir, wie es in meiner Abwesenheit hier gegangen ist; gestern war ich zu müde und zu angegriffen von der raschen Reise, als daß ich hätte darnach fragen können."

Sie erzählte und berichtete vielerlei, was die Wirthschaft betraf, und setzte dann hinzu:

„Mein Vater war hier und wollte mich durchaus mit nach Hause nehmen, da ich nun rechtskräftig von meinem Manne geschieden bin. Da Sie aber noch keine andere Wirthschafterin engagirt haben, so bin ich noch hier geblieben und werde auch warten, bis dies geschehen ist."

„Dann müssen Sie immer hier bleiben, denn ich

werde keine Andere engagiren. Haben Sie mich verstanden?"

„Sie können mich jetzt nicht mehr zurückhalten, da ich Ihnen die bösesten Jahre habe überstehen helfen; Alles ist in Ordnung und eine jede rührige, zuverlässige Person kann Ihnen dasselbe leisten, was ich Ihnen leiste, besonders wenn ich sie erst einrichte, was ich sehr gern thun will."

„Sind Sie im Ernste der Meinung, daß mir jedes andere Frauenzimmer Ihre Stelle ersetzen könnte?" fragte der Kammerjunker, ihr tief in die Augen schauend.

Karin erbebte, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, rief sie, indem sie auf die Kniee niedersank:

„Um Gottes willen, Herr, treiben Sie kein Spiel mit einem armen unglücklichen Geschöpfe."

„So wahr mir Gott helfe, ich treibe kein Spiel mit Dir, Karin!" rief der Kammerjunker und zog sie an sein Herz.

„Wenn Du die Meine sein willst, so sollst Du mein Weib werden, denn nur dadurch kann ich Dir vergelten, was Du für mich gethan!"

Ein Jauchzen entrang sich den Lippen des überraschten Weibes, welches aus dem düstern Sumpfe

der Verzweiflung so eben auf die sonnige Höhe des Glücks gehoben worden war und, ganz von ihren Gefühlen überwältigt, an Nichts mehr dachte, als daß sich der Himmel ihr geöffnet hätte.

Der Kammerjunker hielt sein Wort und Karin's Vater war mit dieser Wendung sehr wohl zufrieden und erneuerte gern die Aussteuer seiner Tochter noch einmal, da sie jetzt wirklich die Frau des Gutsherrn war, während der Verwalter ihm blos vorgespiegelt hatte, daß sie es werden sollte.

Zu Anfang Mai saß Henriette in ihrem Zimmer, der Doctor saß bei ihr und die Gesichter beider Personen trugen die deutlichsten Spuren lebhafter Erregung.

„Ich sage Ihnen aber, mein Mann muß in's Bad, und zwar in's Ausland, denn ich habe es satt, noch länger seine Krankenwärterin zu sein!“ rief Henriette energisch.

„Niemals gebe ich meine Einwilligung dazu; ein Bad kann ihm Nichts nützen, am wenigsten würde ihm Helgoland gut thun; ja, es könnte sogar

gefährlich für ihn werden, wenn Sie seine Begleiterin sind," entgegnete der Doctor mit Nachdruck und Festigkeit.

„Sie sind unerträglich, aber verlassen Sie sich darauf, ich werde meinen Willen durchsetzen, und sollte es nur sein, um Ihnen zu zeigen, daß ich mich vor Ihnen nicht fürchte."

„So gehen Sie, von Helgoland aus macht man oft Kahnfahrten, da werden Sie jedenfalls an Ihrem Platze sein und Sie können die berühmte Grotte besuchen, über welche sich das bekannte Felsenthor wölbt. Während die ganze Gesellschaft in das Anschauen dieses Naturschauspiels versunken ist, haben Sie die beste Gelegenheit, wieder muthwillig zu sein und —"

„Es ist genug!" unterbrach ihn Henriette; „von heute an verzichte ich auf Ihre Dienste, die mir schon lange unbequem gewesen sind."

„Es ist mir lieb, denn dadurch entheben Sie mich der Nothwendigkeit, länger schweigen zu müssen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich Ihren Gatten nicht blos genau unterrichten —"

In diesem Augenblicke trat Patrik mit einem strahlenden Lächeln ein, hielt einen Brief in der Hand und sagte in frohlockendem Tone:

„Eine Neuigkeit, Henriette, die Dich ganz besonders interessiren wird.“

Die junge Frau sah finster aus, ihre Lippen zitterten und verächtlich antwortete sie:

„Eine Nachricht, die Du mir bringst, kann niemals von Interesse für mich sein; in Deinem Munde wird Alles gehaltlos, wie Du selber bist.“

Patrik verneigte sich schweigend, legte den Brief auf ihren Arbeitstisch und ging dann wieder nach der Thür.

Henriette warf einen flüchtigen Blick auf die Zeilen.

Sie enthielten die Vermählungsanzeige des Kammerjunkers mit Karin, und der Eindruck, den diese Mittheilung auf Henrietten machte, war ein so mächtiger, daß sie bewußtlos in ihren Stuhl zurücksank.

Patrik konnte nicht umhin, sich nochmals umzudrehen, und als er seine angebetete Gattin ohnmächtig werden sah, eilte er ihr zu Hilfe und trug

sie auf ihr Bett, den Doctor ängstlich zu Hilfe rufend.

Derselbe trat lächelnd an das Bett, untersuchte phlegmatisch den Puls und sagte:

„Sie wird sich sehr schnell wieder erholen, und der größte Dienst, den wir ihr leisten können, ist, wenn wir Debora zu ihr hereinschicken und uns zurückziehen.“

„Es ist also keine Gefahr?“

„Wenn jedes Mal Gefahr vorhanden wäre, wenn eine Dame ohnmächtig wird, so hätten wir viel zu thun und die Zahl der Aerzte müßte verdoppelt werden.“

Debora ward also gerufen und die Herren entfernten sich; denn so groß Patrik's Freude über die Vermählung des Kammerjunkers auch war, so wollte er Henrietten doch nicht sehen lassen, daß er triumphirte, besonders nachdem sie länger als sechs Monate eine exemplarische Gattin gewesen war.

Eines Theils hatte sie der Wille des Doctors dazu gezwungen, andern Theils hoffte sie sich auch dadurch wieder mehr in der Gunst Patrik's festzusetzen und diese Gunst dann zu ihren Zwecken zu benutzen.

Als sie wieder zur Besinnung kam, sah sie Debora an ihrem Bette stehen und laut schluchzend rief sie;

„Er ist vermählt, der Heuchler, er ist vermählt!"

Debora nickte blos mit dem Kopfe und Henriette befahl, daß sie ausgekleidet und förmlich zur Ruhe gebracht würde, und als Patrik später bei ihr eintrat und von dieser Angelegenheit zu sprechen begann, verfiel sie in einen solchen Wuthausbruch, daß er förmlich an Raserei grenzte.

Mehrere Tage vergingen unter abwechselndem Weinen und Toben. Sie nahm keine Nahrung zu sich, genoß keinen Schlaf und verschloß ihre Thür, wenn sie bemerkte, daß sich ihr Mann oder der Doctor ihrem Zimmer näherte, zu welchem blos Debora Zutritt hatte.

Endlich sagte diese, als sie leise in das Zimmer ihres Herrn trat, der während dieser Zeit eine traurige Figur spielte:

„Sie wird jedenfalls ein hitziges Fieber bekommen; wenn der Doctor im Laufe des Nachmittags kommt, so geben Sie mir ein Zeichen, daß ich ihn einführen kann, ehe sie es verhindert."

Mamsell Debora war eine kluge Person; sie führte das Manöver sehr geschickt aus und der Doctor bestätigte ihren Ausspruch, sie hatte wirklich ein Fieber, dem sie auch erlag, obschon Patrik sich mit Debora in ihre Pflege theilte und der Doctor noch einen jungen, ganz liebenswürdigen Arzt mitbrachte, der ihr den Hof machen mußte.

Patrik war ein trostloser Witwer und sprach, als man ihre Leiche fortgeschafft hatte:

„O, mein Gott, ihr ganzes Streben ging dahin, von den Fesseln erlöst zu sein, die sie an mich banden. Ich gab nicht nach, weil ich sie zu sehr liebte. Jetzt ist ihr Wunsch erfüllt und ich kenne keinen innigeren, als wieder mit ihr vereinigt zu sein, denn selbst ihre Quälereien waren süß gegen diese furchtbare Oede jetzt.“

Debora hatte diese Worte gehört und sagte lachend:

„So spricht er heute; wir wollen sehen, wie seine Rede in Einem Jahre klingt. Ich habe so meine Vermuthungen und glaube, ich werde mich nicht irren.“

Sie sprach mit einem der Commis ihres Herrn, und dieser erwiderte leise und trat ihr ganz nahe:

„Sie meinen wohl, er wird seines Bruders Witwe heirathen, seine schöne Cousine?“

„Die nimmt ihn nicht, sie wird sich in der nächsten Zeit mit dem Baron T...swärd verheirathen.“

„Ist das möglich?“

„Ganz bestimmt!“

„War er nicht schon verheirathet?“

„Allerdings, aber die Ehe ist aufgelös't, und sie ist, wie ich heute den Doctor erzählen hörte, mit ihrem Vater auf dem Wege nach England. Derselbe hat die Trennung verhindern und den Baron zwingen wollen, sie wieder anzunehmen; aber die Baronin hat ihm gedroht, daß sie sich vergiften würde, sobald er den leisesten Schritt thue. Dadurch hat er sich abhalten lassen und die Scheidung ist vor sich gegangen.“

„Nun, wen meinen Sie denn, daß der Herr sonst heirathen wird?“ fragte der Commis neugierig.

„In unserm Hause wohnt seit einem Monate die Witwe eines königlichen Secretairs, deren Mann zu Lebzeiten der seligen Frau Thorman der älteren, dem kleinen Fräulein von Kühlen neben mehreren Andern den Hof machte. Der gute Mann hat eben-

falls in's Gras beißen müssen, obschon er ein wahres Püppchen von einem Frauchen hatte, und dieses niedliche, freundliche Geschöpf scheint unsern Herrn nicht so plump und ungeschickt zu finden, wie seine erste Frau."

„Als ob er die zweite schon hätte?"

„Wenn ich sage: Er gefällt ihr, so ist das so gut, als ob er sie schon hätte, denn dann wird sie sich bemühen, ihn zu bekommen."

„Thorheit! Sie sehen ja, daß er lieber mit in's Grab gestiegen wäre, als man sie einsenkte."

„Lassen Sie das gut sein! In Einem Jahre habe ich den Brautstaat so gewiß, wie ich heute meinen neuen Traueranzug trage."

Siebentes Kapitel.

Die Rettung.

Als Dawson oder Alfred, da er für uns nicht der amerikanische Reisende ist, der sich diesen Namen beigelegt hatte, den ersten Schrecken überwunden, sagte er:

„Wie weit haben wir nach dem Indianerdorfe?"

„Wenn wir von jetzt an rastlos weiter wandern und uns nur in der glühendsten Mittagshitze eine Stunde Ruhe gönnen, so werden wir es doch vor Sonnenuntergang nicht erreichen."

„Gott sei Dank, daß wir nicht weiter von ihnen entfernt sind!" rief Alfred aus.

„Wenn das Lager der Indianer uns so nahe ist, weßhalb ließet Ihr uns da so lange ohne

Nachricht, Mr. Dawies?" fragte Nicolaus mit kaum verhaltenem Zorne.

„Glaubt Ihr denn, mein junger Herr, daß ich gleich so ohne Weiteres hierher gehen konnte? Ich bin viele Meilen nördlich gewesen und habe mit großer Mühe die Spuren der Räuber aufgesucht, deren Wyandot sich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, jetzt hierher gewendet hat, während er kurz vor dem Raube des Knaben noch an seiner alten Stelle war, wo die halb weggerissenen Wigwams Euch noch die Wahrheit meiner Aussage bestätigen können, wenn Ihr an derselben zweifelt."

„Wir zweifeln durchaus nicht an der Wahrheit Eurer Aussage, mein Freund," sagte Alfred freundlich, denn er wußte, daß er den Mann nicht erbittern durfte, der allein im Stande war, ihnen zum Gelingen ihres Unternehmens behülflich zu sein.

„Erst, nachdem ich ihren früheren Platz lange umschlichen und vergebens geforscht hatte, fand ich sie endlich hier in ganz entgegengesetzter Richtung, und die Aufgabe, einer Spur zu folgen, die sie sehr gut vernichtet hatten, kostete unendliche Zeit und namenlose Mühe."

„Seid Ihr marschfertig?“ fragte Alfred ungeduldig.

„Ihr könnt meinetwegen allein gehen, wenn es Euch zu lange dauert, ehe meine Habe aufgepackt ist,“ murrte der Trapper.

„So eben sagtet Ihr uns, Ihr alter Bär, daß die Indianer den Knaben dem großen Geiste opfern wollten, und nun wundert Ihr Euch über unsere Eile, ihn noch rechtzeitig erreichen und befreien zu wollen?“

„Sie werden ihn leben lassen, bis der letzte Strahl des Mondes vom Himmel verschwunden ist; denn dann ist der Jahrestag, wo einer ihrer Häuptlinge durch die Kugel eines Weißen fiel. An diesem Tage wollen sie den Kleinen opfern.“

„Wie erlangtet Ihr diese Kenntniß?“ fragte Alfred angstvoll und gespannt.

„Eine der Weiber dieses Wyandot ist es, die mir Alles mitgetheilt und mir auch das Kind gezeigt hat, welches in einer Hütte scharf bewacht wird, so scharf, daß ich es nicht befreien konnte, so viele Anstrengungen ich auch gemacht habe, und obgleich ich mehrere Wochen in der Nähe herumgeschlichen bin.“

Der Trapper war mit seinen Vorbereitungen

fertig, er schwang sich auf sein Pferdchen und der Zug setzte sich wieder in Bewegung, ohne daß ein Wort weiter gesprochen ward.

Noch eine Zeitlang wanderte man, den Trapper als Führer, voraus, aufwärts am Flusse hin, bis man die Stelle erreichte, wo ein kleineres Flüßchen seine klaren Wasser mit ihm vermischte.

An dieser Stelle verließen die Wanderer den größeren Fluß und folgten dem Laufe des kleineren, der sie immer weiter westlich führte, nach einer ganz andern Richtung hin, als die war, welche der Commandant des Forts und der Farmer den Reisenden als den Wohnplatz der Indianer bezeichnet hatte.

Alfred ward unruhig, der Farmer flüsterte ihm jedoch zu, daß sie dem Trapper vertrauen könnten.

Sie kamen nur langsam vorwärts, die üppige Vegetation hemmte ihre Schritte und die zunehmende Hitze trug nicht dazu bei, die Beschwerden des Marsches zu vermindern, der von Alfred und Nicolaus mit gleichem Eifer fortgesetzt ward und von den Dienern nicht unterbrochen werden durfte, da sie ja nur zu gehorchen hatten.

Der Trapper folgte der Richtung des Flusses, und sobald er sah, daß munter ein Bach in ihn

hinein plätscherte, gingen sie noch hundert Schritte weiter hinauf, wo der Fluß sich breitete und deßhalb weniger tief war.

Hier ward der Uebergang bewerkstelligt und man ging dann längs des Baches hin, dessen Ufer hügelig und mit hohem Grase bewachsen waren, welches allmählig dünner ward, je weiter man vordrang, bis der Boden trockener und sandiger wurde.

Jedenfalls steht jetzt an der Stelle, die damals unsere Freunde nicht ohne die Anweisungen des Führers hätten auffinden können, eine blühende Stadt in dem gesegneten Illinois; aber unsere Freunde waren noch nicht am Ziele, als sie sich dem langsam aufsteigenden Gebirge näherten, in dessen weitläufigen Schluchten die Chippeway's einen Zufluchtsort gesucht hatten und dessen Wild ihnen ihre Mahlzeiten geben sollte.

Als der Pfad, den sie jetzt zu verfolgen hatten, sich langsam die Höhe hinaufzog, stürzten die Reisenden fast vor Ermattung zusammen, und Dawson sah sich genöthigt, ihre Kräfte erst durch eine gute Mahlzeit und eine Stunde Ruhe zu stärken, so rastlos es ihn auch vorwärts trieb; denn bis jetzt hatte er ihnen und sich nur einige Bissen eilig hinunter

zu schlingen und einen Schluck aus ihren Flaschen zu nehmen gestattet, und dann war es um so schneller wieder weiter gegangen, denn es schien Alfred, als schwebe ihm Margarethens Bild voran, wie dem Krieger die Standarte, die seinen Muth anfeuern soll. —

Alessandro, der Neger, packte seine Vorräthe aus, und sobald man das Brot aus der Farm mit Fleisch aus der Jagdtasche des Trappers verzehrt hatte, fragte der Letztere:

„Auf welche Weise wollt Ihr den Knaben befreien? mit Gewalt, oder durch List, oder auf dem Wege der Unterhandlung?"

„Am liebsten möchte ich es durch Gewalt; doch kommt es darauf an, ob Ihr meint, daß wir dies im Stande sind?" sagte Dawson und sah den Trapper forschend an.

Dieser zuckte die Achseln und musterte die Männer, die jetzt todesmatt um ihn her lagen und aussahen, als hätten sie kaum die Kraft, eine Fliege zu tödten.

Nicolaus sah diese ungläubige Bewegung und fragte:

„Wie stark ist der Stamm?"

„Zwischen vierzig und funfzig Mann, die alle den Tomahawk zu führen wissen.“

Nicolaus und Alfred fuhren gleichzeitig empor; gegen eine solche Streitmacht waren sie zu schwach, und sie hatten nur noch zwei Wege, den des Vergleichs und eine heimliche Entführung des Kindes aus seiner Gefangenschaft.

Dieser letzte Weg schien ebenfalls kein sicheres Resultat zu versprechen; denn wenn war wohl ein Weißer im Stande, einen Indianer zu überlisten, wenn dieser sich auf seinem Gebiete und hinter seinen Verschanzungen befand, hinter denen ihn ein Weißer nicht überrumpeln kann?

Der Trapper hatte ja selbst gesagt, daß er es allein nicht im Stande gewesen wäre.

Und der dritte Weg? Besaß Alfred so viel, um die Forderungen dieser Wilden zu befriedigen, die gewiß ungeheuer waren, wenn sie das Kind einmal zu ihrem Opfer ausersehen hatten, und vielleicht für seinen Mord gut bezahlt worden waren?

Diese Gedanken schienen sehr entmuthigend, und beide Männer lasen Einer in dem traurigen Gesichte des Andern, daß sie sich dieses Umstandes vollkommen bewußt waren und vielleicht eben so klug thaten,

wenn sie jetzt noch umkehrten, wo sie die unmittelbare Nähe des Indianerdorfs noch nicht erreicht hatten.

„Wir wollen wenigstens versuchen, was möglich ist," sagte endlich Alfred zu Nicolaus. „Wir wollen uns so geräuschlos als möglich dem Lager nähern; erreichen wir es unbemerkt, so holen wir das Kind mit List; wird unsere Ankunft entdeckt, so bieten wir ihnen Geld, und weisen sie es zurück, so gebrauchen wir unsere Feuerrohre oder unsere Jagdmesser, und vertheidigen uns bis auf den letzten Blutstropfen."

„Vielleicht ist es eben die Treulosigkeit der Indianer, welche uns zu Statten kommt," erwiderte Nicolaus; „denn wenn sie auch Geld von Euren Feinden angenommen und erhalten haben, so liefern sie Euch dennoch das Kind aus, um von Euch eine gleiche, oder wenn es möglich ist, größere Summe zu erhalten, und täuschen dann den ersten Auftraggeber entweder durch eine Lüge, oder sie entziehen sich seinen Nachforschungen durch die Flucht; denn Sie sehen ja selbst, wie schnell sie ihren Wohnort verändern und so wählen können, daß man sie nicht auffindet."

„Er hat die Wahrheit gesprochen," sagte der schweigsame Trapper, „und wenn es Euch genehm

ist, so will ich zuerst allein in das Dorf der Indianer gehen und versuchen, den Häuptling zu sprechen. Gelingt mir dies, so mache ich ihm meine Vorschläge; doch müßt Ihr während dieser Zeit wohl auf Eurer Hut sein und auf das leiseste Geräusch achten, denn es ist möglich, daß sie mich festhalten und tödten wollen, wenn sie keine friedlichen Gesinnungen hegen, und Euch mehrere entschlossene Männer entgegen schicken, die Euch überwältigen sollen."

„Nun gut, wir werden Eurem Rathe folgen," sagte Alfred und reichte dem Trapper seine Hand.

Dieser achtete weiter nicht auf diese Herablassung und fuhr fort:

„Wir wollen weiter gehen, bis uns ein Berg von den Thalkessel trennt, in welchem sie ihre Hütten aufgebaut haben; dort könnt Ihr Euch verstecken, bis es dunkel ist, damit sie sich über Eure Zahl täuschen. Ich werde indessen vorausgehen, eilig in das Dorf stürzen und sagen, daß der Vater des Kindes mit einer Anzahl Krieger anrücke und sein Kind verlange, jedoch eine bedeutende Summe biete, wenn er es unverzüglich ausgeliefert erhalte. Wenn ich kann, feuere ich, wenn er Schwierigkeiten macht, mein Gewehr ab, und sobald Ihr dessen Knall hört,

antwortet mir durch Abfeuern der Eurigen. Namentlich laßt Euren sechsläufigen Revolver spielen, damit sie, durch viele Schüsse zugleich erschreckt, glauben mögen, es nahten sich weit mehr Männer, als es in der That sind."

„Euer Rath ist klug," entgegnete der Farmer, „und Ihr könnt Ihnen noch sagen, daß wir nur die Vorhut der Besatzung des Forts sind, die sich in ihrer ganzen Zahl auf den Weg gemacht hat, um sie für ihren Friedensbruch zu züchtigen."

„Das ist wahr, und vielleicht ist uns heute der Zufall günstiger, als er mir gewesen ist, so lange ich das Lager umschlich," sagte der Trapper.

Nach dieser Verabredung brachen die Reisenden wieder auf, und der Trapper führte sie von jetzt an so, daß er immer einige Deckung für den Körper des einen oder des andern hatte, damit die Indianer nicht klar über ihre Zahl werden konnten, wenn sie sie wirklich sahen.

Sein Pferd bepackte er so, daß es schien, als sitze ein Reiter auf demselben, während er selbst zu Fuße ging. Auch ward der große Hund so bepackt, daß er ebenfalls aus der Ferne wie ein Pferd oder

ein bepackter Mensch aussah, und mußte in ruhigem Schritte mit marschiren.

Als sie den Fuß des letzten Berges, den sie zu überschreiten hatten, erreichten, zeigte die glühende Röthe am Horizonte im Westen, daß die Sonne bald der Erde ihren Abschiedskuß, die letzte feierliche Umarmung geben würde, und Nicolaus sowohl als Alfred hielten einen Augenblick ihre eiligen Schritte an und betrachteten die purpurne Gluth des Abendhimmels, die sie auch in der Heimath schon gesehen hatten.

Ein Seufzer hob Beider Brust, er war tief und schwer, denn in Beiden war die Hoffnungslosigkeit in diesem erhabenen Momente gleich groß. Doch stieg von Beider Lippen zugleich ein Gebet für die Ruhe der Herzen auf, die sie ja so innig liebten und die vielleicht in eben so verzweiflungsvollem Schmerze zitterten wie die ihrigen.

Die Stimme des Trappers weckte sie aus ihren Träumereien. Er sagte in seinem eintönigen, näselnden Tone, ohne seine todten Augen eben sehr zu öffnen:

„Hier könnt Ihr Euch lagern, ich werde den Berg überschreiten, aber nicht in gerader Richtung,

denn wenn ich sie beschleichen könnte, sollte es mir lieb sein. Sobald aber die Dunkelheit vollständig ist, macht Euch auf den geraden Weg, und wenn Ihr oben auf dem Kamme angekommen seid, werdet Ihr die Feuer der Indianer brennen sehen und vielleicht bald von mir hören."

„Macht Eure Sache gut, Mr. Dawies," flüsterte Nicolaus, „denkt an Euer Weib und an eine eigne Farm."

Der Trapper nickte, zog seine Pelzkappe tiefer in's Gesicht und schlich längs des Berges hin.

Alle seine Habe hatte er zurückgelassen, und nur seine alte Flinte und sein Jagdmesser mitgenommen.

Ehe er funfzig Schritte zurückgelegt hatte, rief ihn der Farmer nochmals herbei und flüsterte:

„Wenn Euch Eure Freundin, die Indianerin, den Knaben ausliefern kann, so mag sie es thun, sie kann Euch folgen und findet in meinem Hause nicht blos einen Zufluchtsort, sondern auch eine reichliche Belohnung, und wenn sie vielleicht Kinder hat, die dem Stamme eine Last sind, so mag sie dieselben ebenfalls mitbringen."

Eine dunkle Röthe flog über das fahle Gesicht des Trappers und er entgegnete:

„Sie besitzt eine Tochter von zehn Jahren, die vom Stamme eben so gemißhandelt wird wie Aichaga selbst, weil man behauptet, das Mädchen sei ein Bleichgesicht."

„Weßhalb ist Aichaga nicht zu Euch geflohen, wenn sie von den Indianern gemißhandelt wird?"

„Weil ich es ihr nicht erlaubt habe," erwiderte der Trapper finster und wendete sich zum Gehen.

„Nun gut, so bringt sie zu mir; die Negerin soll nicht erfahren, daß sie Eure Freundin ist, und Aichaga wird schweigen, wenn ihre Tochter von den Weißen aufgenommen und anerkannt ist."

Der Trapper nickte und trat seinen Weg an.

Die Reisenden verloren die Gestalt des Boten bald aus dem Gesichte und machten es sich so bequem als möglich, aber niemals ward die Rückkehr eines Parlamentairs mit solcher Unruhe erwartet wie die des Trappers, da sie von einer peinigenden Furcht beschlichen wurden, daß er entweder zu spät komme, oder durch sein Erscheinen den Tod des Kindes beschleunige.

Bald senkte sich die Dunkelheit auf die Erde

herab, und so hell der Sonnenuntergang auch gewesen war, so hatte sich doch der Himmel mit Wolken bedeckt, die die Finsterniß noch dichter machten, welche dem Mondscheine vorausging.

Die Wanderer konnten daher noch vor Ablauf einer Stunde aufbrechen und stiegen so rasch als möglich den Berg hinauf, um, im Fall ein Nothsignal sie herbei rief, bei der Hand zu sein, oder wenn dasselbe nicht erfolgte, sich noch vor dem Aufgange des Mondes zu verstecken.

Sobald sie den Gipfel des Berges erreicht hatten, sahen sie eine Anzahl Baracken sich vor ihnen ausbreiten, die in Größe und Form von einander abwichen.

Auf einem freien Platze vor denselben brannte ein Feuer, und abenteuerliche Gestalten huschten um dasselbe umher und zeichneten die wunderlichsten Schattenrisse auf den schwach beleuchteten Hintergrund.

Es war also Leben im Lager, und unsere Freunde mußten sehr vorsichtig sein, wenn sie nicht vorzeitig entdeckt werden wollten.

Sie waren daher auch der Meinung, daß sie klüger thun würden, wenn sie nicht weiter vorwärts

gingen, sondern sich mehr seitwärts hielten, wo sie zwar ein wenig entfernter, aber auch nicht so leicht zu erspähen waren, als wenn sie dem Feuer in gerader Linie entgegen gegangen wären.

Unter einem hohen Tulpenbaume ließen sie sich daher nieder, die Diener gaben sich bald der Ruhe hin, und nur Nicolaus und Alfred blieben munter, und schauten und lauschten mit der Anstrengung aller Sinne nach der Richtung des Feuers hin, von wo aus sie irgend ein verdächtiges Zeichen erwarteten.

Plötzlich schlug dicht in ihrer Nähe ein Laut an ihr Ohr, daß sie zusammenfuhren und nach der Richtung desselben hinschauten.

Es war der Hund, der angeschlagen hatte, als sei er auf der Fährte eines Wildes, und kratzend und schnuppernd um den Baum herum lief.

Nicolaus gebot ihm Schweigen, und Alfred erweckte durch einen Puff den schon festschlafenden Neger und flüsterte ihm in seine großen Ohren, denn er kannte ihn als guten Kletterer:

„Klettere hinauf und wirf den Mann herunter, wenn Dir Dein Leben lieb ist; nimm aber Dein Messer zwischen die Zähne, denn Du weißt, die Indianer spaßen nicht.“

Geräuschlos und behend wie ein Eichhörnchen kletterte Alessandro den Baum hinauf, die Andern umzingelten ihn und Hector schien bereit zu sein, die Frucht, welche der Neger herunter schüttelte, mit allen Ehren zu empfangen, denn seine Augen funkelten wie die eines Tigers, und er stand halb aufgerichtet, wie zum Sprunge bereit da und zitterte vor Aufregung.

Jetzt ließ sich ein leises Knistern in den Zweigen vernehmen, die Aeste knackten und einer derselben stürzte mit lautem Geprassel herab, wenn es Keiner der Kämpfenden war.

Die Untenstehenden sprangen zurück; doch sobald sie sich von den ersten Schrecken erholt hatten, waren sie wieder auf ihrem Posten, um den Gefangenen nicht entfliehen zu lassen, wenn er dazu noch Kräfte genug besaß.

Es war kein Mensch, nur ein Ast, aber Nicolaus fühlte vom Baume einige warme Tropfen auf seiner Stirn und schauderte, denn es war entweder das Blut des Schwarzen oder des Indianers, der sie jedenfalls von hier aus beobachtet hatte und nicht ahnte, daß man seine Anwesenheit errieth.

Der Farmer neigte sich zum Hunde herab und

dieser leckte ihm das Blut von der Stirn; aber kaum war dies geschehen, so erhob er ein Gewinsel und sprang mit ungeheurer Wildheit nach dem Baume, um an dem Stamme herumzukratzen.

Oben dauerte der Kampf fort, doch schienen die Bewegungen der Kämpfenden schwächer zu werden, bis man das Herabfallen einer schweren Masse hörte.

Mit einem lauten Geheule stürzte sich der Hund auf dieselbe und hielt einen Mann fest, der von den Armen eines Andern fest umschlungen war, der beim Fallen obenauf zu liegen gekommen war.

Alfred hatte zuerst seine Fassung so weit wieder gewonnen, daß er hingehen und den Hund zum Schweigen bringen konnte. Er kniete neben ihm nieder und sah sich das Opfer desselben in der Nähe an, ehe er es vollends abwürgen ließ.

So viel ihm die Dunkelheit gestattete, erkannte er in dem Feinde des armen Schwarzen einen noch jungen Indianer, der jedoch noch Kräfte genug besaß, um sich sowohl gegen den Hund wie gegen die andern Leute zu wehren, die ihn binden wollten, und er bekam aus eigener Anschauung einen Begriff von der Stärke und Behendigkeit eines Indianers, selbst

wenn dieser noch nicht die volle Manneskraft erlangt hat. —

Endlich gelang es doch den vereinten Anstrengungen der Diener, ihn zu knebeln, und sobald dies geschehen war, mußte ihn der Hund loslassen; dann wendeten die Herren ihre allgemeine Aufmerksamkeit wieder dem Feuer zu, von wo aus sie ein Zeichen erwarteten.

Die Gestalten an demselben waren inzwischen verschwunden, und Nichts verrieth, daß eine ungewöhnliche Aufregung in dem Lager herrsche. Unsere Freunde nahmen daher an, daß Dawies dasselbe entweder noch nicht erreicht habe, oder doch wenigstens unbemerkt geblieben sei, denn das Feuer erlosch allmählig und keine Gestalt ward außerhalb der Hütten sichtbar, so weit sie im Bereiche des Scheines lagen.

Verlassen wir jetzt die Lauscher und folgen wir dem Trapper, wie er sich geräuschlos dahin schlich, bis er in die Nähe des Dorfes kam, wo ein Graben sich hinter den Hütten hinzog, in welchem er schon auf der Lauer gelegen hatte.

Hier legte er sich auch jetzt nieder und lauschte,

ob vielleicht eine Schildwache ausgestellt sei, die seine Ankunft verrathen und Lärm schlagen könne.

Er merkte Nichts der Art; denn obgleich drei der jüngsten Männer mit dem Auftrage beehrt worden waren, das Lager zu bewachen, so hatte man diesen Zugang zu demselben doch nicht besetzt, denn von dieser Seite erwartete man, wie es schien, keinen Ueberfall, oder der Kundschafter auf dem Baume hatte seinen Posten verlassen, der hier gewesen war.

Ueberhaupt schienen die Indianer sehr sorglos zu sein, denn sie hatten mit den Weißen die Friedenspfeife geraucht und lagen mit keinem der übrigen Indianerstämme in Fehde. Auch zweifelten sie, daß sie Jemand hier aufsuchen und finden würde, da es überall bekannt war, daß sie weiter nordöstlich gewohnt hatten.

Als die Luft rein war, schlich der Trapper immer weiter, bis er eine etwas einsam stehende Hütte erreicht hatte, vor deren Thür er das Geschrei eines Frosches nachahmte.

Bald, nachdem dieses Signal innerhalb dieser mehr als bescheidenen Wohnung gehört worden war, erschien eine Frau vor der Oeffnung, die eine Thür

vorstellen sollte, und die mit einem Stück alten Segel verhangen war, und schoß in der Dunkelheit einige Schritte hin, bis sie den Trapper entdeckte und ihn noch weiter hinwegführte.

Nun begann eine flüsternde Unterhaltung, deren Resultat wir bald sehen werden.

Aichaga, denn diese war es, ging wieder in die Hütte, packte hier ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und sagte zu einem Mädchen von vielleicht zehn Jahren:

„Geh' zur Hütte, wo sie den weißen Knaben verwahrt halten, und sieh', wer die Wache vor seinem Zelte hat. Sage mir es wieder, aber verrathe dort nicht, daß ich Dich geschickt habe, sondern spiele blos ganz ruhig."

Das kluge kleine Mädchen ging und kam bald mit der Nachricht zurück, daß zwei Mann Wache da wären und mit einander plauderten.

„So gehe wieder hin, aber nicht so nahe, daß sie Dich sehen, und passe auf; wenn das Fleisch in dem Kessel gar sein wird, wird einer davon nach dem Feuer gehen. Sobald dies geschieht, gieb mir Nachricht."

Die Kleine nickte und verschwand.

Die Männer saßen rauchend und schwatzend in der Nähe des Feuers, über welchem an der einen Seite ein Kessel hing, in welchem ein Reh, einige Hasen und was sie sonst noch erlegt hatten, nach Zigeunerart schmorte und kochte, während eine alte Indianerin diesen Prozeß überwachte.

Die Frauen und Kinder hielten sich in einiger Entfernung und schauten lüstern nach den Delicatessen, von denen die Ueberreste an sie kamen, wenn die Männer gesättigt waren.

Aichaga war mit ihrem Kinde nicht hier, aber dies fiel Niemandem auf, denn sie bekam selten Etwas von dem Stamme und mußte selbst sorgen, wie sie sich und ihrer Tochter das Leben fristete, froh, wenn man ihr nur gestattete, in seiner Nähe zu wohnen und ihn bei Wanderungen als Nachzüglerin zu begleiten, ohne sie oder das Kind allzusehr zu mißhandeln, welches ihr einziger Trost auf der Welt war, deren Pfade für sie rauher waren als für die meisten der übrigen Menschen, obgleich sie eine Indianerin war.

Endlich verkündeten einige laute Schläge in der Nähe des Feuers an eine Art Tambourin, daß das Souper der Herren Wilden servirt sei, das heißt, daß die

häßliche Indianerin die Fleischstücke eins nach dem andern an einer einzinkigen Gabel in den Kessel hob, um jedem Einzelnen zu gestatten, sich ein Stück davon abzuschneiden oder zu reißen.

Einer der Wächter des Knaben eilte so schnell als möglich ebenfalls dorthin, um sich zu sättigen und dann seinen Kameraden abzulösen, damit dieser das Geschäft auch besorgen könne, ehe es zu spät für ihn würde und die Ueberreste der Mahlzeit den Weibern, Kindern und Hunden hingeworfen wurden, die dann die Nachlese hielten.

Sobald sich der eine der Männer entfernt hatte, schoß die Kleine wie ein Pfeil nach der Hütte ihrer Mutter, und die Letztere trat heraus, ging entschlossen auf den einsamen Wächter zu und sagte:

„Ist es Aichaga erlaubt, den Schlangentödter zu bitten, ihr, die mit ihrem Kinde stets hungern muß, Etwas von dem Mahle der Glücklichen zu holen? Aichaga würde Euch dankbar sein."

Der Indianer betrachtete das Weib, welches mit vorwärts geneigtem Haupte und die Hände demüthig über die Brust gekreuzt, vor ihm stand, und sagte:

„Weßhalb geht Aichaga nicht selbst hin zu dem

Feuer und zu den Andern, wo sie Speise in Fülle finden würde?"

„Weil sie mich schlagen und fortjagen würden, wie damals, wo nur Deine Hand, kluger Schlangentödter, mich vom Tode rettete. Erbarme Dich auch heute mein, ich werde den Knaben bewachen und Du kannst in Frieden essen."

Der kluge Schlangentödter zögerte und warf einen Blick durch die offene Thür auf den schlummernden Knaben. Die kühnen Forderungen seines Magens übten einigen Einfluß, und die milden Regungen seines Herzens thaten das Uebrige.

Er stand auf, that einige Schritte vorwärts, kehrte aber dann zu Aichaga zurück und sagte:

„Hier hast Du mein Messer, halte es gezückt und tödte ihn lieber, als daß Du ihn entfliehen lässest, wenn man käme, um ihn zu befreien."

„Du kannst sicher sein; die Schildwachen haben keinen Feind angekündigt und sind auf ihren Posten."

Kaum war der kluge Schlangentödter zehn Schritte weit entfernt, so stand das kleine Mädchen neben ihrer Mutter.

„Eile ihm nach und sieh, daß er nicht zurück-

kommt. Naht er sich aber oder Jemand anders, so fange an laut zu singen."

Aichaga lauschte einige Augenblicke, sie hörte den Gesang des Kindes nicht und eilte daher schnell in die Hütte, warf den Knaben über ihre Schultern und lief eilig mit ihm nach dem Graben, wo sie den Trapper verlassen hatte.

Dieser kam ihr schon auf dem halben Wege entgegen, nahm den Knaben auf seine Arme und sagte:

„Eile, hole was Du wünschest und folge mir; unter dem großen Tulpenbaume werden wir Dich erwarten."

Die Indianerin verschwand bald in der Dunkelheit, und Dawies setzte seinen Weg in größter Eile fort, immer dem Knaben zuredend, daß er sich nicht fürchten solle.

Als er den Sammelplatz beinahe erreicht hatte, waren seine Gefährten ihm schon marschfertig entgegengekommen, denn die flinke Aichaga war ihm vorausgeeilt.

Alfred drückte den Knaben an seine Brust, Nicolaus küßte seine Stirn, und Beide konnten kaum

Herren ihrer Bewegung werden, aber der Trapper stieß sie fast mit Gewalt vorwärts und sagte:

„Wir haben jetzt keine Zeit zu solchen Dingen, die Verfolger werden bald hinter uns sein und der Mond wird ihren Pfad beleuchten, wenn wir nicht vor seinem Aufgange Deckung zu gewinnen suchen. Deßhalb rasch vorwärts."

Der Neger hatte einen Stich in die Schulter und mehrere in den Schenkel erhalten, er konnte daher nicht gehen und man hatte ihn auf das Pferd des Trappers setzen müssen und gab ihm den Knaben mit auf dasselbe.

Die Uebrigen umringten das Pferd wie eine Escorte, und der Hund berührte nach jedesmaligen zehn Schritten die Beine des Kindes, um sie zu liebkosen.

Den verwundeten Indianer hatte man seiner Waffen beraubt, er war gefesselt, sein Mund war verstopft und er schritt neben den beiden Dienern her, die ihn scharf beobachteten.

„Verstopft ihm den Mund fester," sagte Aichaga, „und gebt mir seine Waffen; ich weiß sie zu führen, und kann auch noch einen Theil des Gepäckes tragen, denn ich bin stets Packthier des Wyandot

gewesen, wenn wir auf Jagdzüge gingen oder weiter wanderten.“

Man that ihr ihren Willen, und ohne beunruhigt zu werden, erreichten sie den Fluß und die Stelle, wo sie ihn durchwateten, als sie herwärts zogen. Ohne sich zu besinnen, nahmen sie auch ihren Rückweg durch denselben und wollten stromabwärts gehen, aber Aichaga sagte:

„Weiter oben am Flusse sind die Canoes unsers Stammes verborgen und zwei Männer halten Wache bei denselben; wenn Ihr sie beschleichen und sie ihnen nehmen könnt, sind wir gerettet, denn dann können wir Eure Heimath zu Wasser erreichen.“

„Sprichst Du die Wahrheit, Aichaga?“ fragte der Trapper.

„Sehet selbst zu,“ entgegnete die Wilde.

„Ich werde mit Mr. Nicolaus dorthin gehen,“ sagte Dawies; „Sie, Mr. Dawson, können das Kind bewachen.“

„Wird es nicht besser sein, wenn wir uns nicht trennen, da wir sonst unsere Streitkräfte zersplittern?“ fragte Alfred besorgt.

„Sie haben Recht,“ antwortete Nicolaus, „denn

wenn die Indianer eine einzelne Gruppe angreifen, ist sie verloren."

„Bleibet zusammen und wartet," rief Aichaga und glitt geräuschlos auf dem Boden am Uferrande hin, während die Zurückbleibenden athemlos lauschten.

Plötzlich zupfte die Kleine Alfred schüchtern an seinem Jagdrocke und flüsterte, mit der Hand nach der Richtung deutend, wo sie eben hergekommen waren:

„Sie kommen, sie werden bald hier sein."

„Was meint die Kleine?" fragte Alfred Dawies, „ich verstehe ihre Sprache nicht."

„Zum Teufel, sie wittert die Rothhäute; eilen wir, lassen wir ihnen ihre Boote," erwiderte der Trapper und richtete sein Gewehr.

Es dauerte gar nicht lange, so kam eine ganze Flotte kleiner flacher Kähne den Strom herabgeschwommen; sie waren zusammengebunden, wie sie in Ruhe gelegen hatten, und in dem vordersten stand, mit einer großen Ruderstange bewaffnet, die Indianerin, um sie flott zu erhalten und das Anstoßen an die Ufer zu verhindern.

Das Wasser trug sie rasch herbei und die Strömung war so groß, daß sie die Kähne nicht bis an's

Ufer zu treiben vermochte, sondern lustig an den Männern vorbeischwamm, denen Nichts weiter übrig blieb, als ihr so schnell als möglich zu folgen, um rasch bei der Hand zu sein, wenn es ihr endlich gelang, zu landen.

Das Mondlicht tanzte auf den Wellen, es zog silberne Streifen am Ufer, und Sterne und blitzende Steine zeichnete es an die blinkenden Gewehrläufe und blitzenden Jagdmesser ab.

Dabei lag die ganze Natur in tiefem heiligem Schweigen, die Wunder der magischen Feenwelt schienen vor den erstaunten Wanderern aufgerollt, und jenes arbeitende Weib, dessen langes Haar aufgelös't um ihre Schultern flatterte, schien dem dunklen Schooße der Wellen entstiegen zu sein, denn geisterhaft und leise verrichtete es sein Werk und die Farbe des Todes lag auf seinem Antlitze, welches sich nicht vorwärts, sondern immer rückwärts neigte.

Endlich war die kleine Flotte ihren Blicken entschwunden, das zwölfjährige Indianermädchen, welches schneller lief, als die Männer vermochten, sahen sie ebenfalls nicht mehr, aber es schien ihnen, als huschten einzelne Gestalten in einiger Entfernung am jenseitigen Ufer hin und her.

„Wenn wir nur den großen Fluß erreichen, in welchen dieser hier mündet, ehe sie uns einholen," flüsterte der Trapper, „so wird sie uns dort schon mit den Kähnen erwarten."

„Sind sie uns denn auf der Spur?" fragte Nicolaus erschrocken und drängte sich näher an den Sprecher

„Ich erwarte jeden Augenblick einen Kopf aus dem Wasser auftauchen zu sehen und rathe Euch, nicht zu nahe am Ufer zu gehen, die Schwimmer könnten Euch hinein ziehen, ohne daß Ihr es verhindern könnt."

Nicolaus schauderte und richtete seine Augen auf das Wasser, aus welchem jetzt in verschiedenen Entfernungen Köpfe auftauchten und verschwanden.

„Soll ich Feuer geben?" fragte Alfred mit gedämpfter Stimme den Trapper.

„Spart Euer Pulver, Ihr werdet es bald am Lande gebrauchen können, wo Euch das Ziel des Schusses sicherer ist."

Jetzt ließ der Hund ein lautes Knurren hören.

„Immer vorwärts!" rief der Trapper, „ich werde ihn auf's Korn nehmen und treffen, sei't unbesorgt!"

„Wen denn?“

„Nun, den Hund von einer Rothhaut, die hinter uns herschleicht, wie Hector eben gemeldet hat.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so krachte ein Schuß, und ein wildes Geheul, wie von dem Echo der Berge wiedergegeben, zitterte durch die Stille der Nacht.

Gleichzeitig hörte man aber auch das ferne Brausen des Wasserfalles, und die Reisenden sahen daraus, daß sie der Vereinigung beider Flüsse nahe waren.

Sie strengten alle ihre Kräfte an, um die Canoes zu erreichen, die die Indianerin hier vielleicht an's Land hatte bringen können, die sie aber noch nicht sahen.

Der Trapper entriß dem Neger sein geladenes Gewehr, und warf ihm das zu, was er eben abgefeuert hatte, und richtete die Mündung auf ein Gebüsch.

Der Schuß krachte, dasselbe Geheul ließ sich hören und Alfred feuerte einen zweiten Schuß nach einem dunklen Gegenstande, der sich im Grase hinwand.

Nicolaus drängte sich näher an den Knaben, an dessen Seite der Indianer und die Diener gingen, welche ihn zwischen sich hatten, und flüsterte ihnen zu:

„Aufgepaßt und fertig zum Schusse gemacht!“

Da schwirrte es um seinen Kopf, daß es ihm vor den Ohren saus'te und dunkel vor den Augen ward.

Er duckte sich zusammen und der Tomahawk des Chippeway, der für sein Haupt bestimmt gewesen war, fiel auf den Schädel des Indianers nieder, welcher dicht vor ihm ging, so daß dieser zusammenstürzte und beide Führer mit niederriß, da sie ihn neben sich herschleppten.

Der Farmer zog sein Jagdmesser. Er trennte mit demselben die Stricke, durch die der Indianer mit ihren Leuten zusammengebunden war, und sagte:

„Gebt ihnen eine Salve, ehe ein zweiter Euch so nahe kommt, daß er Euch niederstreckt,“ dann eilte er dem galoppirenden Pferde nach, welches Alfred begleitete.

Der Trapper hatte den Wilden, welcher aus Irrthum seinem Kameraden den Schädel eingeschlagen hatte, sein Jagdmesser zwischen die Rippen gestoßen

und rief laut, als er sah, daß Beide sich in ihrem Blute wälzten:

„Halloh, dort kommen unsere Leute, die Besatzung des Forts den Fluß herab, unsere Schüsse haben ihnen den Weg gezeigt!“

Mit diesen Worten schoß er eilig vorwärts, die Indianer stutzten und hielten in der Verfolgung inne, und sie erreichten glücklich den größeren Fluß, der seine silbernen Fluthen dahinwälzte und wahrhaft zauberisch in dem Mondlichte glänzte, welches jetzt die Wolken vollends vertrieben hatte.

Schnell gingen die Reisenden eine Strecke an demselben hinunter und sahen zu ihrer Freude, daß es der Indianerin gelungen war, die Kähne in eine kleine Bucht zwischen das Gestrüpp hineinzuzwängen.

Sie sprangen ohne Aufenthalt hinein, packten das Pferd ab und ließen es laufen, denn sie bedurften seiner nicht mehr und wollten eben abstoßen, als ein Schuß den Trapper, den Letzten unter ihnen, zu Boden streckte.

Rasch ward er erfaßt, der Länge nach in eins der Boote gelegt, und so ging es den Strom hinun-

ter, ohne daß man sich Zeit nahm, zu untersuchen, wo er getroffen war.

Die Indianer sandten ihnen ein wildes Geheul nach, und die Diener mußten die ganz erschöpfte Indianerin bei der Führung der Kähne ablösen, die, sobald sie einige Minuten ausgeruht, die Wunde des Trappers untersuchte, um sie zu verbinden.

Er war in die linke Seite getroffen und der Schuß hätte tödtlich werden können, wenn die Entfernung eine geringere und das Jagdhemd von Büffelleder, welches der Jäger unter seiner Fellhülle trug, von weniger dickem Stoffe gewesen wäre, als es der Fall war.

Die Indianerin wusch ihm die Wunde aus, verband sie und bat ihn, sich ruhig zu verhalten, nachdem sie seinen Kopf an die Schulter ihrer kleinen Tochter gelehnt und ihn auf diese Weise in eine sitzende Stellung gebracht hatte.

Nachdem man mit ziemlicher Schnelligkeit eine Strecke den Strom hinunter gekommen war und vermuthen konnte, daß man jetzt aus dem Bereiche der Verfolgung sei, ward langsam ein Kahn nach dem andern gelöſ't, bis die Reisenden noch zwei derselben hatten, die sie bis nach der Farm zu

benutzen beschlossen, denn einestheils wollten sie die Indianer nicht ihres Eigenthums berauben, anderntheils kamen sie auch weit schneller vorwärts, wenn sie nur die Beiden zu regieren hatten, die für ihre Personen und ihr Gepäck hinreichten. Die übrigen waren dem Spiele der Wellen hingegeben, die Reisenden zweifelten aber nicht, daß die Indianer sich schon wieder ihres Eigenthums bemächtigen würden, und hätten sie es aus der Hölle selbst holen müssen.

Auch gaben sich unsere Freunde hinsichtlich der eigenen Sicherheit nicht eher vollkommener Ruhe hin, als bis sie ihre wohlverschanzte Wohnung in der Nähe des Forts erreicht hatten, da sie überzeugt waren, daß ihnen die Indianer folgten und daß sie verloren gewesen wären, wenn die Indianerin nicht die Canoes aufgetrieben und in Bereitschaft gehalten hätte, da sie auf dem Landwege von den weit behenderen Indianern, die noch dazu nicht durch einen Marsch am Tage zuvor geschwächt waren, leicht eingeholt und durch die Uebermacht überwältigt worden wären.

Alfred sowohl wie Nicolaus waren daher von Dankbarkeit für die Indianerin erfüllt und Beide

sagten ihr, daß sie vor der Hand in der Farm bleiben und erwarten solle, wie sie ihr ihre Dankbarkeit beweisen würden.

Diese war zufrieden, daß sie Schutz und Aufnahme bei den Weißen fand, und wenn ihr der Trapper früher schon diese Aussicht eröffnet hätte, wäre sie ihm schon eher behülflich gewesen, denn nur die Furcht hatte sie abgehalten, sich mit ihm zu vereinigen.

Die Nacht war abermals nahe, als sie das Haus erreichten, und sie hatten keine geringe Mühe, die Negerin zum Oeffnen zu bewegen, weil sie einen Ueberfall fürchtete.

Endlich gelang es ihnen aber doch, und nun brach die Freude erst unverhaltbar hervor, und das arme halb betäubte Kind wagte wieder frei aufzuathmen, als es sein altes Lager und lauter bekannte Gegenstände antraf, die es erinnerten, daß es wirklich wieder in der Heimath war und nicht mehr von Ort zu Ort geschleppt werden sollte.

Nachdem sich Alle durch eine gute Mahlzeit gestärkt hatten, überließen sie sich der Ruhe, und Hector streckte seine müden Glieder neben dem Lager des Kindes nieder.

Ehe sich jedoch die Männer der Ruhe überließen, schleppten sie die Boote der Indianer sowohl wie das eigne größere Schiff in den Schuppen, der ebenfalls innerhalb der Pallisadenwand stand, damit sie nicht etwa die Indianer über Nacht abholen möchten.

Am nächsten Morgen ward ein Bote nach dem Fort gesendet, der dem Commandanten den Ausgang der Expedition melden sollte und zugleich zehn Mann Soldaten auf einige Wochen requiriren mußte, die den Bewohnern der Farm Beistand bei einem etwaigen Ueberfalle der Indianer leisten, und damit sie in dieser Zeit nicht müssig wären, einstweilen das Blockhaus des Trappers aufführen und das Land, das ihm Nicolaus überlassen hatte, einzäunen sollten. Ferner mußten sie die eine Seite der Pallisadenwand an der Farm weiter hinausrücken und noch einen Vorrathsschuppen innerhalb derselben aufführen, denn durch die Acquisition der beiden Indianerinnen hatten sich die Arbeitskräfte des Farmers vermehrt und seine Ländereien mußten ihm mehr Nutzen geben.

Alfred reis'te, nachdem er einen Tag ausgeruht, ab, um Margarethen von diesem Vorfalle in Kenntniß

zu setzen, und nahm blos seinen Neger mit, weil er seinen Führer ebenfalls Nicolaus überließ, damit dieser einen Mann mehr im Hause hätte und das Kind nicht ohne Aufsicht und Vertheidiger zu bleiben nöthig hätte, wenn die Arbeit die Uebrigen weit vom Hause hinweg rief.

Da er wußte, daß weder er, noch das Kind in diesem Lande sicher waren, so hoffte er Margarethen zu bewegen, daß sie ihm nach Frankreich folge.

Achtes Kapitel.

Margarethe.

Unweit Neu-Orleans, einige Meilen vom Missisippi entfernt, welcher hier in ungeheurer Breite seine trüben Fluthen dem Meere zuwälzt, liegt mitten in einem reizenden Parke ein prächtiges sich weithin ausbreitendes Landhaus, dessen gegenwärtige Besitzerin eine solche Strecke Ländereien ihr Eigenthum nennt und eine so zahlreiche Menge Sclaven besitzt, daß man sie über einen unserer kleinen Fürsten stellen könnte, wenn die Zahl der Quadratmeilen, welche seine Herrschaft enthält, hierbei entscheiden sollte.

Wir wissen jedoch sehr wohl, daß die Quantität beim Grundbesitz nicht alle Mal entscheidet, sondern

hier viel auf die Qualität ankommt, da ein Landwirth für eine Quadratmeile guten Boden gern fünf des schlechten geben würde, wenn er tauschen dürfte, weil der schlechte viel Arbeitskräfte fordert und wenig Früchte giebt.

Die Ländereien, von denen wir sprechen, gehörten jedoch zu den besten; die Tabaksstaude gedieh außerordentlich und die Baumwollenpflanzungen lieferten einen Ertrag, wie ihn wenig Andere aufzuweisen hatten. Was nun vollends die Neger betraf, so waren diese so fröhlich und wohlgenährt, daß sie Zeugniß von dem Wohlstande und der Güte des Besitzers zugleich ablegen mußten; denn in jenen Gegenden beurtheilt man die Art zu wirthschaften nach dem Aussehen der Sclaven, wie man bei uns den Landwirth nach dem Zustande, in welchem sich sein Vieh befindet, beurtheilt.

Die malerischen, weiß getünchten Negerhäuschen zogen sich in endlosen Reihen halb hinter dem Herrenhause hin, halb dehnten sie sich an der Seite desselben aus, und der Eingang zu der Negercolonie war durch eine dichte grüne Hecke vom Park aus verdeckt, denn es schien, als rufe der Anblick dieses ihres lebenden Eigenthums in der Besitzerin stets unbehag-

liche Gefühle hervor, welche die übrigen Pflanzer Louisiana's jedenfalls belächelt haben würden, wenn sie so human gewesen wären, sie um der Liebenswürdigkeit der Besitzerin willen nicht als abolitionistische Regungen zu verdammen und zu bestrafen.

Der Park dehnte sich an den Seiten des Hauses bis zu den Negerhütten, an welche sich grüne Bäume und kleine Gärtchen anreiheten, und trennte das Haus von der großen Straße, welche nach Neu-Orleans führte, und dieser Park glich eher einem französischen Garten als den Ueberresten des Urwaldes, dem die Kultur diese Plätze abgerungen hatte, als fremde Einwanderer hier eine Stelle suchten, an welcher sie im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen wollten.

Vor dem Hause, welches eine jener reizenden Veranda's zierte, die die Creolen gern vor ihren Häusern anbringen und die stellenweise so bedeckt sind, daß diese Decken zugleich die Balcons für die Zimmer des ersten Stocks bilden, dehnten sich Sandwege hin, die theils um Rasenplätze, theils um Blumenbeete führten, deren größtes in der Mitte des Hauses eine plätschernde Fontaine umgab, die ihren klaren Inhalt in ein Marmorbecken goß, an dessen

Rande kleinere Röhren in verschiedenen Figuren ihre Wasser entweder auf die Blumenbeete gossen oder in kleinen Silberbächen dem Parke zuführten und zuletzt, nachdem malerische Brücken den Uebergang über diese kleinen rieselnden Bäche erleichtert, einen Teich speis'ten, auf welchem Schwäne dahinschwammen, eine kleine Gondel schaukelte und bunte Wasservögel ihre unmelodischen Stimmen erhoben.

Die Fontaine war erst kürzlich mit großen Kosten hergestellt und die Fassung erbaut worden; man hatte die von Moos eingefaßte, von Schlingpflanzen umrankte und durch allerlei Einflüsse getrübte Quelle vertieft, gemauert und in diese Form gebracht, denn der Besitzer sah ein, wie werthvoll ein so bedeutender Wasserreichthum für seine Besitzung war, besonders bei den glühenden Strahlen der Sonne, die heiß genug war, um das gelbe Fieber auszubrüten, welches in den heißen Monaten Neu-Orleans und seine Umgebungen wie eine der sieben Landplagen Egyptens heimsucht.

Die Veranda war mit Schlingpflanzen und Kletterrosen übersä't, Magnolien und Myrthen schmiegten sich an die Gitterstäbe derselben und dunkle Cypressengruppen stellten sich muthig den

brennenden Sonnenstrahlen entgegen oder standen wie Hilfstruppen hinter den Bäumen der endlosen Allée, welche auf das Haus zuführte.

Dies war die nächste Umgebung eines Hauses, in welches wir jetzt verstohlen schlüpfen wollen, um die Bekanntschaft Margarethe's zu machen, und es bedarf wohl nicht erst unserer Versicherung, den Leser glauben zu machen, daß die innere Einrichtung den Umgebungen in Nichts nachstand und daß das Haus, obgleich nur der Sommeraufenthalt der Besitzer, die im Winter entweder in Neu-Orleans, wo sie ebenfalls mehr als ein Haus besaßen, oder in andern großen Städten wohnten, nicht blos brillant und luxuriös, wie die Häuser der meisten reicheren Pflanzer, sondern auch geschmackvoll und nach europäischem Styl eingerichtet war.

Und doch überraschen wir die ungefähr 24jährige Margarethe in Thränen, doch sehen wir in ihr nicht ein fröhliches, heiteres Mädchen, sondern eine ernste Schönheit, der das Unglück seinen Weihekuß aufgedrückt hat; denn sollte eine liebende Gattin, von dem Geliebten ihres Herzens getrennt, eine Mutter, ihres Lieblings, ihres Abgotts beraubt, glücklich sein?

Hüllet sie in rauschende Gewänder von Seide und Spitzen, ladet sie ein, auf einem Lager von schwellenden Daunen zu ruhen, umgebt sie mit Blumen und Allem, was ihren Sinnen schmeichelt, immer wird sie elend sein. Sie wird an der Quelle des Genusses darben und ihre schwarze Sclavin beneiden, welche ihren Liebling tragen und mit ihm tändeln kann, welche sich traulich an den Mann schmiegt, welcher, die Hand auf die schlanke Hüfte seines Weibes gelegt, ihr liebend in die Augen schaut.

Margarethe mußte nicht blos was sie liebte entbehren, sie mußte sich auch mit quälenden Sorgen in Bezug auf die Ihrigen herumtragen und dabei lächeln und sich unter Gesellschaft mischen, als sei sie harmlos und glücklich, denn nur Minuten rang sie dem Leben und ihrer Stellung ab, in welchen sie weinen durfte.

Jetzt saß sie an ihrem Pariser Flügel, die letzten Accorde waren längst verhallt, aber noch immer ruhten die Hände auf den Tasten und die Gedanken verirrten sich in die Vergangenheit, die mit ihren wechselnden Bildern an ihr vorüberzog, um bei den traurigsten zu rasten.

Tiefer neigte sie ihr stolzes, fast königliches Haupt, die wallenden braunen Locken breiteten sich über ihre schön gerundeten Schultern und ein lauter Seufzer entrang sich der gequälten Brust, dann murmelte sie:

„O, mein Edward! mein süßer, schöner Knabe, mußte ich Dich in der ganzen Fülle Deines kindlichen Liebreizes erblicken, um Dich dann an seiner Hand wüste Steppen durchziehen zu sehen, Dich, den zarten Knaben? — Jeden Abend, wenn sich das schirmende Dach über meinem Haupte wölbt, wenn mich das weiche Lager umfängt, müssen meine Besorgnisse die Wildniß durchirren, denn ich sehe Alles, was mir auf Erden theuer ist, von Gefahren umringt, tausend Feinden preisgegeben, die sich um ihre Beute streiten, und kann Nichts thun, als für Euch beten!

„Mußte Alfred, mein theurer Alfred, um mir einige kurze Minuten vollkommenen Glücks zu bereiten, Dich, mein Edward, dem schützenden Frankreich entführen, mußte er Dich Deinen schlichten, aber guten Pflegeeltern abfordern, um Dich den Gefahren einer so weiten Seereise auszusetzen? — Seine Absicht war gut, seine Liebe zu mir kennt keine Grenzen; aber Sorge und Angst martern mich jetzt so, daß ich

den kurzen dem Schicksale abgetrotzten Moment des Glücks theuer bezahlen muß."

Leise stahlen sich einzelne Thränen über die schmalen Wangen; sie waren nur die Sappeurs, welche den Weg für die ihnen folgenden Ströme bahnen sollten.

Lange und heftig weinte die liebliche Margarethe, denn sie war allein und ihr Vater auf der Reise, also der Mann nicht zugegen, vor dem sie ihre Thränen am meisten zu verbergen hatte.

Endlich erhob sie sich, schob den Stuhl zurück und schritt durch eine Thür, welche auf die Veranda führte, hinaus, um mit ihren Augen der Richtung zu folgen, welche die Reisenden, die ihr Herz mit sich nahmen, eingeschlagen hatten, als sie ihre Wanderung antraten, denn es schien ihr dann, als sei sie ihnen wenigstens um einige Schritte näher.

Oft stand sie hier und die ganze Sehnsucht eines liebenden Herzens malte sich in ihrem ausdrucksvollen Gesichte. Der ganze Schmerz verzweifelter Resignation und eine müde Hoffnungslosigkeit lag wie ein Mehlthau auf der jugendlichen Gestalt.

Jeannette, ihr Kammermädchen, trat ein und legte drei Briefe, die sie auf einem silbernen Tellerchen

hielt, schweigend neben ihr auf ein Tischchen nieder; sie wollte sich, da sie sah, daß ihre Gebieterin geweint hatte und, wie es schien, allein sein wollte, sofort wieder entfernen, aber Margarethe wendete den Kopf nach ihr herum und sagte, als sie die Briefe erblickte, während sie die Hand darnach ausstreckte:

„Gieb sie her!"

Das Mädchen gehorchte, legte die Briefe wieder auf den Teller und präsentirte sie der jungen Dame, die gleichgiltig darnach griff, weil sie sich von ihren Gedanken nicht losmachen konnte.

Die schönen nußbraunen Augen verweilten auf der Adresse des ersten Briefs, als wollte sie sich zum Lesen zwingen.

„Von meinem Vater," sagte Margarethe leise und legte ihn auf den Tisch, um nach den andern Adressen zu sehen.

„Vom Marquis. O, mein Gott! hört er denn nicht auf, um meine Hand zu betteln!"

Eine dunkle Röthe stieg auf ihre Wangen, und unschlüssig, ob sie den Brief erbrechen oder unerbrochen zurücksenden sollte, legte sie ihn auf das Tischchen neben sich.

Gedankenvoll und langsam wandte sie jetzt ihre

Blicke auf die Adresse des dritten Briefs, und nun kam Leben in die schönen Züge und Feuer in ihr glänzendes Auge.

„Von Alfred! O, mein Gott, mein Gott, was wird er mir zu melden haben? Etwas Wichtiges muß es sein, da er mich einer solchen Gefahr aussetzt, denn wenn mein Vater zugegen wäre —"

Schüchtern schaute sie um sich; dann, als sie Niemand in der Nähe sah, drückte sie den Brief an ihre Lippen, an ihr Herz, ehe sie ihn erbrach, und las endlich die Worte:

„Eine einsame Farm hat meine schöne französische Blume aufgenommen und ich habe dieses zarte Gewächs um so lieber dem gebildeten Deutschen, der sie bewohnt, seit ich dort war, überlassen, weil ich sie nur mit Mühe bis zum Gestade des Michigansees geschleppt habe und noch weiter nach dem Norden gehen werde. Es ist schade, daß sie keins der prächtigen Gewächshäuser eines vornehmen Mannes ziert; sie ist dort aber, wo sie jetzt ist, vielleicht besser aufgehoben, obgleich sich dahin niemals der Fuß eines Fremden verirrt und der Deutsche ganz einsam lebt, da er nicht einmal eine Familie besitzt, welche sein Haus belebt.

„Der Mann scheint unglücklich zu sein, sein Leben ist arm an Freude, und ich glaube daher, daß unsere Blume seine ganze Liebe wecken wird, und hoffe, er wird ihr große Sorgfalt widmen. Wenn es möglich ist, werde ich sie auf meinem Rückwege sehen, um zu ermitteln, ob sie sich noch wohlbefindet, denn ich habe mich nur durch die Nothwendigkeit gezwungen von ihr getrennt, und könnte den Mann hassen, dem ich sie abtreten mußte, wenn er nicht so liebenswerth wäre.

„Von meinem vorgezeichneten Wege mußte ich abweichen, denn ich sah Gesichter, die mir nicht gefielen, und bin auf einem kleinen Handelsschiffe weiter gefahren, auf welchem schwerlich Jemand den Naturforscher gesucht hätte, der im Auftrage einer großen Gesellschaft reis't."

„Gott habe Dank!" rief Margarethe, „daß mein kleiner Edward wenigstens ein Dach über seinem unschuldigen Haupte hat und nicht mehr im Freien schlafen muß, um dem Panther zur Beute zu fallen, wie ich in meinen angstvollen Träumen oft gesehen habe. Gott habe Dank, daß nun Alfred blos das eigne Leben zu vertheidigen hat und ich ihn im Norden weiß, wohin ihm unsere Feinde nicht

folgen werden, die also doch seine Spur aufgefunden haben, wie er mir schreibt, und denen er nur durch seine Klugheit entgangen ist."

Margarethe versank in Nachdenken; dann sich plötzlich aufraffend, rief sie mit schmerzlicher Resignation:

„Selbst von dem Briefe muß ich mich trennen, selbst dieses Liebeszeichen muß ich vernichten, denn es könnte den Aufenthaltsort meines lieben, lieben Knaben verrathen, und ich werde es muthig den Flammen übergeben, so gern ich es auch behalten hätte."

Noch einmal küßte sie den Brief, drückte ihn an sich und küßte ihn wieder, um ihn dann oben in ihrem Kleide zu verbergen, bis sie den Brief ihres Vaters gelesen hätte.

„Wenn er noch nicht zurückkommt," sagte sie leise, „so kann ich Alfred's Brief noch einige Tage behalten und den Genuß haben, ihn anzusehen und wieder zu lesen; denn wer so wie ich nie einen Brief in der wahren Sprache seines Herzens bekommt, der muß mit solchen, wie ich erhalte, auch zufrieden sein, denn ach, auch diese Briefe sind ja so selten und sollten noch seltener sein."

„Er kommt heute noch," stöhnte Margarethe, „es muß also sogleich geschehen. O, welch ein Glück, daß der Brief nicht später ankam!"

Sie zündete einen der Clavierleuchter an und an seiner Flamme sah sie nach wenigen Minuten die Zeilen vernichtet, die sie mit ihren Lippen fast ausgelöscht und fest ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatte.

Das arme Geschöpf vernichtete so eilig die einzige Freude, damit ihr Vater nicht etwa durch den Brief auf Edward's Spur geleitet würde, und doch kannte dieser den Inhalt nicht blos genau, er wußte auch, was Alfred eigentlich meinte, und seine Aufträge zur Verfolgung Beider waren schon gegeben und Alfred's Brief lange von ihm zurückgehalten worden.

Margarethe löschte die Wachskerze aus, blies die Spuren der Asche hinweg und nahm wieder ihren Platz auf der Veranda ein. Lange saß sie da und starrte in die Leere hinaus, dann wandte sie langsam ihr Haupt nach dem Briefe, den sie noch nicht erbrochen hatte.

„Ist es nicht schmachvoll," rief sie, „daß das Weib eines Mannes, den es anbetet, auf die Betheuerungen der Liebe anderer Männer hören und ihre

Briefe lesen muß, ja daß die Briefe mit denen ihres Gatten zu gleicher Zeit in ihren Händen ruheten, und doch muß ich ihn lesen, denn ich muß meinem Vater gewaffnet gegenüberstehen. Ich muß es sogleich thun, denn ich kann nicht wissen, wann er kommt. Die sanfte Harmonie der Liebe soll sofort durch laute, grelle Töne der Schmeichelei und des Egoismus übertäubt werden; es ist gräßlich, aber es ist mein Schicksal und ich muß es ohne Murren ertragen."

Langsam entsiegelte sie den Brief, der Unwille röthete ihre bleichen Wangen schon bei den ersten Zeilen, aber sie las ihn zu Ende, legte ihn dann zusammen und klingelte:

Das Mädchen trat ein.

„Jeannette, sorge dafür, daß die Fremdenzimmer in Ordnung sind, mein Vater wird heute zurückkehren und einen Gast mitbringen."

„Sogleich werde ich Ihre Befehle ausführen, Mademoiselle de Beaumont," erwiderte das Mädchen respectvoll.

Margarethe war wieder allein; sie schritt, nach Fassung ringend, im Zimmer auf und ab, denn der Marquis hatte ihr so eben mitgetheilt, daß ihm ihr Vater endlich ihre Hand zugesichert habe und er in

seiner Begleitung ankommen werde, um sie selbst darum zu bitten.

Er erinnerte sie daran, daß sie schon als Kinder für einander bestimmt worden wären und daß er seit fünf Jahren gehofft, daß sie ihre Grausamkeiten gegen ihn einstellen und seinen Huldigungen Gehör schenken würde.

„Der Erbärmliche!" rief Margarethe. „Seit fünf Jahren stehen wir uns als Feinde gegenüber — denn bis dahin suchte ich ihn durch Scherz und Unsinn hinzuhalten — und er besteht immer noch auf einer Verbindung zwischen uns, obgleich ich ihm jetzt allen Ernstes gesagt habe, daß diese nie stattfinden kann; ja, er beruft sich auf ein Versprechen, welches ihm gegeben ward, als ich noch ein Kind war und keinen Willen hatte! Er besteht auf seinem Verlangen, obgleich ich ihm gesagt habe, daß ich ihn hasse und verachte!

„Alfred, Alfred, o, wie hart sind diese Kämpfe! Kannst Du nicht Deinem armen Weibe zu Hilfe kommen!" rief sie jammernd; doch setzte sie ruhiger hinzu: „Ich selbst habe Dich ja von mir getrieben, erst neuerdings wieder, obschon Du mich auf Deinen Knieen anflehtest, Dir zu erlauben, Dich meinem

Vater gegenüber zu stellen und Deine Rechte geltend zu machen. Weil ich für Dein Leben und das meines Kindes zitterte, hieß ich Dich fliehen und Du gehorchtest mir!"

Der Abend war hereingebrochen. Der Pflanzer und sein Gast, der Marquis, saßen Margarethen gegenüber und der Marquis erklärte seiner Tochter, daß er am nächsten Vormittage den Vater und die Zeugen erwarte, damit nun endlich die Civilehe vollzogen werde, der am Nachmittage die kirchliche Trauung folgen solle.

Margarethe war wie erstarrt, sie konnte durch keinen Laut Protest gegen eine solche Handlungsweise einlegen, denn Alles war hinter ihrem Rücken abgeschlossen worden.

Plötzlich trat ein Diener ein, überreichte dem Marquis eine Karte und sagte in unterwürfigem Tone:

„Dieser Herr wünscht Ew. Gnaden unverzüglich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen."

„Er kann sich gedulden bis übermorgen, denn weder heute noch morgen kann ich mir ganz fremde Leute empfangen," bemerkte der Marquis, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Karte geworfen und

sie gleichgültig in die Tasche gesteckt hatte, obgleich sein Gesicht todtenbleich geworden war.

Der Diener entfernte sich, hatte aber kaum das Zimmer verlassen, als Alfred, denn dieser war es, in großer Aufregung eintrat, sich dem Marquis näherte und in festem Tone sagte:

„So eben höre ich, daß Sie im Begriff stehen, Ihre Tochter zu vermählen, und um Sie vor einer großen Sünde und Margarethen vor einer großen Verlegenheit zu bewahren, bin ich gekommen, um Ihnen zu sagen, daß sie mir gehört!"

Margarethe schien bei Alfred's Anblicke ihre Besinnung sofort wieder zu erhalten. Sie sprang hastig auf, umschlang Alfred heftig und rief im Tone der tiefsten Ueberzeugung:

„Nun ist Alles gut, denn Du bist ja da!"

„Sie ist mein Weib, geben Sie uns Ihren Segen, Herr Marquis, und ich werde zu vergessen suchen, daß Sie Indianer gedungen haben, die meinen Sohn ermorden sollten."

„Können Sie mir beweisen, daß Margarethe Ihr rechtmäßig angetrautes Weib ist?" fragte der Marquis kalt.

„Das kann ich, hier sind die Papiere."

Mit diesen Worten breitete der junge Mann die auf seine Vermählung bezüglichen Papiere vor dem Marquis auf dem Tische aus.

Dieser trat näher, wie um sie zu besichtigen, hatte sie aber, ehe Alfred es hindern konnte, ergriffen und riß sie in kleine Stückchen.

„Sie haben sich eine unnütze Mühe bereitet, denn es waren nur die Abschriften; das Original werde ich an geeigneter Stelle niederlegen, denn Sie können wohl glauben, daß ich nicht so unklug war, Ihnen die wirklichen Papiere zu übergeben."

„Erlauben Sie mir, auch dann noch zu zweifeln, da Ihre Vermählung weder von der englischen Gesandtschaft bestätigt, noch in irgend einem Kirchenbuche in Paris ein Nachweis zu finden ist, denn ich war selbst in Paris und habe weder im Kirchenbuche, noch im Archive von St. Sulpice Ihre Vermählung eingezeichnet gefunden. Da ich, wenn ich meine Tochter vermählen wollte, bestimmt wissen mußte, ob ich nicht auf Hindernisse stieß, wird Sie dieser Schritt nicht überraschen."

Alfred's und Margarethens Blicke begegneten sich mit unverkennbarem Entsetzen. Der Marquis fuhr fort:

„Sie haben also keinen Anspruch an meine Tochter, den Sie gesetzlich geltend machen können, und ich frage Sie, ob Sie sich ruhig zurückziehen wollen, wenn nicht, so —“

„Ich werde dieses Haus nicht ohne meine Gattin verlassen, und sollte ich sie mir mit dem Degen in der Hand erkämpfen müssen. Auch wäre ich schon lange mit meinen Ansprüchen offen vor Sie getreten, wenn Ihre Tochter mir nicht zur Pflicht gemacht hätte, es ihr zu überlassen, Sie, Herr Marquis, um Ihre Einwilligung und Ihren Segen zu bitten.“

„Meine Tochter ist meinem Vetter, dem Herrn Marquis hier, verlobt, er wird sie nicht gutwillig in Ihren Händen lassen und Sie können morgen Ihre Ehrensache mit einander abmachen,“ bemerkte Margarethens Vater kalt.

Alfred verneigte sich gegen den Marquis und sagte:

„Ich stehe Ihnen sogleich zu Befehl.“

„Heute nicht, mein Herr! Morgen wird unser Blut kälter sein, und dies ist nöthig, wenn unsere Hand sicher sein soll.“

„Dann habe ich die Ehre, mich zu empfehlen,

und erwarte morgen Vormittag Ihre weiteren Befehle, Herr Marquis, in meinem Hotel in Neu-Orleans, wohin mich sogleich mein noch wartender Wagen bringen soll. Hier ist meine Karte."

„Warte einige Augenblicke auf der andern Seite des Springbrunnens, ich werde sogleich bei Dir sein," flüsterte Margarethe, als sie an Alfred vorüberging, mit vor Angst bebender Stimme.

Sie eilte in ihr Zimmer, raffte Geld und Kostbarkeiten zusammen und begab sich nach dem bezeichneten Orte, denn sie war entschlossen, Alfred zu folgen und ihn zur Flucht zu bewegen, da sie das Duell für einen Vorwand hielt, um Alfred aufzuhalten oder aus dem Wege zu schaffen.

Alicen gab sie Befehl, die Casette mit dem Vermögen ihrer Mutter und der Mitgift von ihrem Vater, welche bei Alfred's Eintritt vor ihr auf dem Tische des Salons stand, weil er dieses Geld ihr so eben überwiesen hatte, abzuholen und ihr mit derselben noch im Laufe der Nacht zu folgen, wenn es ihr nicht gelänge, es sofort in Alfred's Wagen zu schaffen; dann sagte sie:

„Es ist das Vermögen meines Sohnes, welches

ich ihm sichern muß; deßhalb, Alice, suche es zu retten."

Mittlerweile wartete Alfred, ein gespanntes Pistol in der Hand, und schaute aufmerksam über den Raum zwischen dem Hause und dem Brunnen, der von den Lichtern aus demselben schwach beleuchtet ward, während er selbst im Dunkeln stand.

Plötzlich war es ihm, als hörte er einen Fußtritt hinter sich. Rasch drehete er sich herum, und als er einen Mann heranschleichen sah, gab er Feuer, denn er zweifelte nicht, in welcher Absicht derselbe gekommen sei.

Der Mann brach unter lautem Aechzen zusammen; ein zweiter sprang herbei, packte ihn und warf ihn nieder, ehe er noch einen Schuß abfeuern konnte, und zog ein breites Messer, um es ihm durch's Herz zu stoßen. Schon berührte die Spitze seinen Rock, da ward der Arm gepackt, das Messer seiner Hand entwunden, weit hinweg in den Brunnen geschleudert und Alfred von ein Paar Armen liebend umschlungen.

Dieser Umstand verhinderte ihn, rasch wieder aufzuspringen und Anstalten zur Vertheidigung zu treffen, denn ein Dritter erschien auf dem Kampf-

platze, und war eben im Begriff, den tödtlichen Stahl in Alfred's Brust zu senken, als derselbe unter der linken Schulter in Margarethens treues Herz fuhr, welche, da sie die erhobene Waffe sah, sich schnell über den Geliebten geworfen hatte, um ihn mit ihrem Körper zu decken, bis er sein Pistol ergriffen hätte.

Der Marquis, denn dieser war es selbst, floh entsetzt und ließ die Waffe stecken. Er hatte sich nicht am Kampfe betheiligen wollen, sondern seine beiden Diener geschickt, eilte jedoch später seinen Spießgesellen zu Hilfe, als er sah, daß der eine getödtet und der andere entwaffnet war.

Im ersten Augenblicke begriff Alfred nicht, welcher Verlust ihn bedrohte; erst als Margarethens Körper, den er sanft von sich abzuwehren suchte, schwer neben ihm niederglitt, dämmerte die Wahrheit vor ihm auf, und sie heftig emporreißend und mit sich forttragend, rief er in herzzerreißendem Tone:

„O, nimm mich mit Dir in jenes unerforschte Land!“

Matt erhob sie das Haupt, welches er, sobald er die erste Ruhebank erreichte, an seine Brust gelegt hatte, und flüsterte:

„Fliehe, um Edward's willen, fliehe!"

Alice, welche eben, dem Wunsche ihrer Freundin zufolge, das Vermögen derselben nach Alfred's Wagen geschafft hatte, kehrte nach dem Garten zurück und erblickte mit Entsetzen die reiche Erbin mit dem Tode ringend, und sofort errieth sie den Zusammenhang.

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen, fliehen Sie, ehe es zu spät für Sie wird, denn in wenigen Augenblicken würden Sie sonst gefesselt sein, und ich zweifle nicht, daß man Sie des Mordes anklagt, schnell einen Gerichtshof improvisirt und Sie durch Richter Lynch verurtheilen läßt, ohne daß sich Jemand fände, Sie zu schützen."

„Soll ich sie feig verlassen, ehe ihr Körper noch ganz erkaltet ist?" schrie Alfred in schneidendem Schmerzenstone.

„Ueberlassen Sie Margarethen mir; an dem Herzen, wo sie so oft geweint, mag sie ruhen, bis ihr Vater kommt, sein Kind in Empfang zu nehmen. Fliehen Sie schnell," setzte sie hastig hinzu. „Ich höre Stimmen, man wird Sie ergreifen und Margarethens Sohn wäre dann eine Waise, der Willkür seiner Feinde preisgegeben."

Alice nahm neben ihm Platz, er legte die Leiche

in ihre Arme, küßte nochmals den bleichen Mund mit der ganzen Zärtlichkeit, die er für sie fühlte, und verschwand dann in dem Dunkel der Gebüsche. Bald darauf hörte Alice das Rollen eines Wagens, verworrenes Getöse vom Negerquartier her und auch Laufen und Rennen vom Hause aus.

Aber Alfred's Wagen eilte rastlos vorwärts und hatte Neu-Orleans und am nächsten Morgen das Dampfschiff erreicht, welches ihn den freien Staaten zutragen sollte.

Neuntes Kapitel.

Clarissa daheim.

Doctor Mowbray war wieder in England und in der alten Pfarrwohnung mit den von Epheu umrankten Wänden, welche an der Grenze von Elmswyk Park lag, eingerichtet. Sein Stellvertreter war an seiner Stelle nach Norwegen gegangen und die alte Ordnung der Dinge hergestellt wie früher. Der gute Mann befand sich außerordentlich wohl.

Er hatte dem Wunsche, wieder an dem Orte zu sein, an welchem seine theuersten Erinnerungen hafteten, nicht widerstehen können, obwohl er wußte, daß ihm jetzt das Herz seines Jugendfreundes entfremdet war und seine Tochter in der Heimath nicht mehr so glücklich war als früher.

Mit welchen Empfindungen Clarissa dieses Haus betrat, vermöchte keine Feder zu schildern, denn ärmer kehrte sie zurück als sie gegangen war; aber dennoch ließ sie Niemand, selbst ihren Vater nicht, in das Innere ihres Herzens blicken und erschien so heiter, als sie vermochte.

Hier hatte sie sich die Aufgabe gestellt, den Baron mit ihrem Vater auszusöhnen, denn derselbe war bei seinem Besuche auf dem Schlosse mit eisiger Kälte empfangen worden und fühlte sich durch diesen Empfang bitter gekränkt, da er ja selbst durch Alfred's Handlungsweise gelitten hatte, statt die Familie des Baronets gekränkt zu haben.

Mehrere Tage war sie schon im Parke in der Hoffnung umhergegangen, den Baronet zu treffen, aber vergebens hatte sie gewartet.

Endlich gelang ihr dies, und sobald sie ihn kommen sah, ging sie auf ihn zu und sagte, während sie seine Hand ergriff und an ihre Lippen drückte:

„Sir! Zürnen Sie nicht meinem Vater wegen einer Handlung, zu der ihn nur die Liebe zu seinem Kinde bewog, welches für seinen Eigensinn hart gestraft worden ist. Sehen Sie mich an; sehe ich aus wie eine Glückliche? Nein, ich bin gebeugt und

niedergeschmettert aus der Fremde zurückgekehrt und suche in der Heimath ein Asyl. Sollte der edle Sir Elmswyk nicht Erbarmen mit dem Unglücke haben? Sollte er Betrübte noch mehr niederdrücken wollen?"

Der Baronet zog sie an sein Herz und entgegnete:

„Lassen Sie uns zu Ihrem Vater gehen, Frau Baronin."

„Bin ich für Sie nicht mehr Clarissa? Clarissa, die Sie einst liebten?"

Es ging ein finstrer Ausdruck über die Stirn des Barons, aber dennoch führte ihn die Dame im Triumphe in das Haus ihres Vaters und die Aussöhnung ward durch eine Partie Schach besiegelt, die erste Partie nach so vielen Jahren, nach welcher sich beide Freunde gesehnt hatten.

Einige Wochen nach dieser Aussöhnung saßen die Freunde am Kamin und lauschten auf Clarissa's Gesang, der dem Baronet jetzt noch weit schöner vorkam, weil er ihn so lange entbehrt hatte.

Draußen heulte der Sturm und trieb Schneeflocken vor sich her, aber der Wagen des Baronets war trotzdem gekommen, um die Gäste auf das Schloß zu holen, und Clarissa weigerte sich nicht,

mitzugehen, obschon sie sich matt und kraftlos fühlte und ihre Gedanken stets den Flug nach Stockholm nahmen, von wo aus man ihr kürzlich die Vermählung ihres Gatten mit Blanda gemeldet und sie dringend gebeten hatte, im nächsten Frühjahre einen Besuch bei ihnen abzustatten.

„Zum Frühjahre werde ich überwunden haben,“ sagte sie mit einem Lächeln, als sie den Brief zusammenfaltete. „Mögen sie glücklich sein!“

Clarissa's Lied war immer trauriger und ihre Stimme immer wehmüthiger geworden. Die Greise schauten auf und fühlten, daß ihre Augen naß wurden, als sich plötzlich ein heftiges Schluchzen vom Eingange des weiten Bibliothekzimmers her hören ließ.

Alle schauten betroffen hin. Da stand, das Gesicht in die Hände begraben, ein bleicher, abgezehrter Mann, sein Auge blickte düster und sein Haar beschattete ganz die hohe Stirn. Ein Knabe drängte sich schüchtern an ihn an und schaute ängstlich um sich, denn Alles war ihm fremd und sein natürlicher Beschützer nur mit sich selbst beschäftigt.

Clarissa erhob sich, ging auf den Knaben zu, nahm ihn liebreich bei der Hand und führte ihn nach

einem kleinen Ruhesopha in einer der tiefen Fensternischen, wo sie ihn auf ihr Knie zog und leise mit ihm sprach, während sie ihn liebkos'te und ihm Vertrauen einzuflößen suchte.

Alfred stürzte vorwärts seinem Vater zu Füßen, während er rief und dabei die Kniee des alten Herrn umschlang:

„Sie ist todt! Sie haben sie gemordet; der Streich war für mich bestimmt, sie wehrte ihn ab und starb in der Blüthe ihres Lebens, den Genuß des Glücks und der Liebe erst erwartend."

„Ich verstehe Dich nicht; Alfred, wer ist todt?"

„Margarethe, meine Gattin, die Mutter meines Knaben. O, nehmen Sie ihn auf und geben Sie ihm hier eine Heimath, wenn ich nicht mehr bin."

Clarissa brachte den Knaben herbei, der Baronet zog ihn an sein Herz und rief, ihn innig küssend:

„Jetzt kann ich ihr und Dir nicht mehr zürnen, der Tod versöhnt."

Alfred erhob sich von seinen Knieen und sank todtmüde in einen Lehnstuhl, und Clarissa flüsterte, als sie daheim allein in ihrem Zimmer saß und wehmüthig den eben erlebten Auftritt überdachte:

„Ich darf noch nicht sterben, denn ich habe eine

neue Aufgabe, die, den armen Alfred seinem Vater wiederzugeben und seinem Sohne zu erhalten. Wie klein sind die Leiden, die ich zu erdulden habe, gegen die Größe der Qualen, die ihn foltern! Der arme Alfred! Gebrochen an Leib und Seele, ist er ein jugendlicher Greis, und doch besitzt er ein Kind, einen schönen, hoffnungsvollen Knaben, während ich einsam und ganz verlassen bin und Nichts habe als die Erinnerung, daß ich einmal glücklich war."

Ende des dritten und letzten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Herbst, Paula,

Doch noch!

Bd.: 3

Wurzen 1859